

Aus der Kindheit



Erinnerungsblätter

VON

Julius Rodenberg

Bearbeitete und kommentierte Ausgabe



(ursprünglich erschienen:)

Berlin

Verlag von Gebrüder Paetel

1907

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografi-
sche Daten sind im Internet unter <http://d-nb.de> abrufbar.

Neuausgabe erschienen im
Rodenberg Verlag, Rudolf Zerries
31552 Rodenberg
<http://www.rodenberg-verlag.de>

1. Auflage Juni 2016

Recherche: Rodenberger Geschichtskreis

Anmerkungstexte: Rudolf Zerries

Druck und Bindung:
printmedia Atelier, Rodenberg

Lektorat: Lektorat-Lupenrein.de

Titelbild nach einer stilisierten Fotografie
der Langen Straße in Rodenberg aus dem 19. Jahrhundert

Alle Rechte vorbehalten
© Rodenberg Verlag, Rodenberg

ISBN 978-3-9818134-0-1

Widmung

Als ich im Spätsommer 2015 dieses Buchprojekt erstmals dem Rodenberger Geschichtskreis vorstellte, war es Karl-Heinrich Wulf, der von dem Projekt sofort begeistert war. Auf die vorsichtige Frage anderer Teilnehmer, was denn aus den anderen Forschungsprojekten werden sollte, schlug er vor, diese zunächst zugunsten von „Aus der Kindheit“ zurückzustellen. So kam es dann auch.

Karl-Heinrich hätte uns sicherlich noch manchen wertvollen Hinweis zum vorliegenden Buch geben können. Leider erkrankte er kurz darauf schwer und verstarb im Februar 2016.

Geschichtskreis Rodenberg und Verlag widmen diese Neuausgabe Karl-Heinrich Wulf.

A handwritten signature in black ink, appearing to read 'K.H. Wulf', located in the lower right quadrant of the page.

Über diese Neuausgabe

Julius Rodenbergs Erzählung „Aus der Kindheit“ erschien erstmals im Jahr 1907, gedruckt in der damals üblichen deutschen Frakturschrift.

Am Abhang sanfter Hügel, mitten im Grün,
durch das sich ein weidenumbushtes Flößchen
schlängelt, liegt die kleine Stadt, in der ich geboren
worden bin und die mir ihren Namen gegeben hat.
Es ist ein Landstädtchen mit eigentlich nur zwei
Straßen: einer vornehmeren, der Vorderstraße, und
einer geringeren, der Hinterstraße.

(Erster Absatz des Originaldrucks)

Auch die Martini-Loge der Stadt Rodenberg verzichtete in ihrer 1979 erschienenen Neuauflage auf eine Übertragung in einen heute üblichen Schrifttyp.

Den heutigen Leser-Generationen erschließt sich die in Frakturschrift gedruckte Literatur schwer oder gar nicht. Damit bleibt ihnen der Zugang zu einem großen Teil des Literaturschatzes aus dem 19. Jahrhundert versperrt. Für die vorliegende Neuausgabe wurde deshalb kein Faksimile der Originalausgabe gewählt, sondern eine vollständige Übertragung des Fraktur-Originals in den heute üblichen Schrifttyp.

Julius Rodenbergs spätromantischer Schreibstil ist für den heutigen Leser etwas ungewöhnlich, aber nach kurzer Eingewöhnung gut lesbar. Allerdings verwendete Rodenberg heute eher seltene oder gar nicht mehr gebräuchliche Begriffe und die für die damalige Zeit typischen Schachtelsätze mit entsprechend komplexer Zeichensetzung. Die Rechtschreibung des Originals folgt

einer damals uneinheitlichen Regelung des ausgehenden 19. Jahrhunderts.

Hinzu kommt, speziell bei dem vorliegenden Werk, dass Rodenberg oft nur vage Andeutungen zu Orten, Personen und Ereignissen machte. Was vor mehr als einhundert Jahren noch zum Allgemeingut gehörte, stellt den heutigen Leser vor unlösbare Rätsel.

Der Rodenberger Geschichtskreis hat deshalb versucht, die Andeutungen und Rätsel durch entsprechende Anmerkungen aufzulösen. Rodenbergs Originaltext blieb davon unberührt. Allerdings liegt dem Leser ein Buch mit übersetzter Typographie, aktueller Rechtschreibung und Interpunktion vor, soweit die Anpassungen Stil und Rhythmus des Originals unberührt ließen.

Der Verlag hofft, so dem Werk Julius Rodenbergs einerseits und dem Interesse des heutigen Lesers andererseits gerecht geworden zu sein.

Vielleicht wundert sich der eine oder andere Leser über die von uns gewählte Schreibweise seines Namens in den Erläuterungen: J. Rodenberg.

Üblicherweise beschränkt sich der Chronist auf den Nachnamen, wir befürchteten an einigen Stellen jedoch eine Verwechslungsgefahr mit dem Namen der Stadt Rodenberg und entschlossen uns daher, stets den ersten Buchstaben seines Vornamens voranzustellen.

Rudolf Zerries
und der Geschichtskreis Rodenberg

Das Buch enthält im Original kein Inhaltsverzeichnis. Stattdessen hat J. Rodenberg seine Kapitel ohne Inhaltsangabe römisch durchnummeriert.

Der Rodenberger Geschichtskreis hat im Zuge der Bearbeitung des Buches diese Nummerierung mit einer kurzen Inhaltsangabe ergänzt. Im Sinne einer zeitgemäßen Struktur haben wir diese Angaben in der endgültigen Version der Neuausgabe als Inhaltsverzeichnis belassen.

Inhaltsverzeichnis

Kap.	Seite
I. Die Vorder- und Hinterstraße	1
II. Elternhaus und Gärten	7
III. Großmutter und Großvater	23
IV. Eine Reise nach Hannover	29
V. Das elterliche Haus	45
VI. Vater und Mutter	57
VII. Der erste Hauslehrer	63
VIII. Wanderung zum Steinhuder Meer	75
IX. Religiöse Gedanken	81
X. Kindertheater	87
XI. Erwachsenentheater	93
XII. Weitere Hauslehrer	95
XIII. Musikunterricht	105
XIV. Das Geschäft der Eltern und ein „Hamann“ .	109
XV. Die Schwarzwälder Uhr	115
XVI. Diamantenkönige und Nachrichtenbarone . . .	123
XVII. Der schöne Provisor	129
XVIII. Rosalie, der Apotheker und der Oberförster .	143
XIX. Ein Methusalem und eine Verwirrte	159
XX. Der Kurfürst in Bad Nenndorf	163
XXI. Von Dörfern und Bauern	177
XXII. Die geschichtsträchtige Stadt	191
XXIII. Der Revenant	203
XXIV. Späte Ehrung	217
<i>Stadtplan der Stadt Rodenberg v. 1871</i>	<i>228</i>

Die österreichische Schriftstellerin und Dramatikerin („Krambambuli“) Marie Freifrau Ebner von Eschenbach (1830 auf Schloss Zdislawitz bei Kremsier in Mähren; † 1916 in Wien) zählt zu den bedeutendsten deutschsprachigen Erzählerinnen des 19. Jahrhunderts.*

Sie war J. Rodenberg eine gute Freundin und eine fleißige Autorin für die von ihm gegründete Literaturzeitschrift „Deutsche Rundschau“. In diesem Magazin wurde 1905 auch erstmals ihre Teil-Autobiographie „Meine Kinderjahre. Biographische Skizzen.“ abgedruckt, was J. Rodenberg offenbar zur Veröffentlichung seiner eigenen Kindheitserinnerungen inspiriert hat.

An Frau Marie von Ebner-Eschenbach

Liebe, verehrte Freundin!

Woher nehme ich den Mut, Ihren gefeierten Namen auf das erste dieser Blätter zu schreiben? Sie haben ihn mir gegeben und unter Ihrem Schutze mögen sie hinausgehen. Jahrelang haben sie, vielfach vorgenommen, immer wieder zurückgelegt, in meinem Pulte geschlummert, bis Sie sie weckten.

Erinnern Sie sich, was ich Ihnen anvertraute, nachdem ich, noch in der Handschrift, Ihr herrliches Werk: „Meine Kinderjahre“ gelesen hatte, und welches Versprechen ich Ihnen damals gab? Ich will es, wenn auch nicht ohne Zagen, halten; und einer Freundschaft sicher, die auch die bescheidene Gabe nicht verschmäht, seien diese Erinnerungen aus der Kindheit Ihnen gewidmet.

Berlin, im November 1906.

J. R.

Aus der Kindheit

Sicher im Dämmerchein
wandelt die Kindheit dahin.

Schiller
(„Einem jungen Freunde“)

I. Die Vorder- und Hinterstraße

Am Abhang sanfter Hügel, mitten im Grün, durch das sich ein weidenumbüschtes Flüsschen schlängelt, liegt die kleine Stadt, in der ich geboren worden bin und die mir ihren Namen gegeben hat. Es ist ein Landstädtchen mit eigentlich nur zwei Straßen: einer vornehmeren, der Vorderstraße, und einer geringeren, der Hinterstraße. Zu der Zeit, von der ich rede, lag es noch weitab vom Verkehr: Keine Eisenbahn verband es mit der übrigen Welt, und die Post beschränkte sich auf einen Botendienst. Umso stiller und friedlicher war es, und so lebt es in meiner Erinnerung.

Die Hinterstraße war die Straße der kleinen Leute; zumeist Handwerker wohnten darin, ein Tischler, ein Schneider, ein Kesselflicker, aber auch ein Seifensieder. Das städtische Brauhaus war hier, das stets einen angenehmen Geruch von Malz um sich

verbreitete; und oft, wenn wir Kinder vorüberkamen, blieben wir stehen, um dem Böttcher zuzusehen, wie er die großen Fässer beschlug oder über einem schwelenden Holzfeuer Pech kochte. Nicht weit davon, in Gärten, lag die Synagoge, damals noch ein ziemlich neuer Bau; im Vorderhause war die Schule der jüdischen Gemeinde, und gegenüber in einem offenen Schuppen wurden die Grabsteine für ihre Verstorbenen behauen. Da habe ich manchmal dem Steinmetz zugeschaut, wenn unter seinen Meißelschlägen die hebräischen Buchstaben zum Vorschein kamen, die ihm wie Hieroglyphen sein mussten, oder die Symbole, die mir das Gefühl des Mysteriösen, dem Alltag abgewandten gaben. Was Wunder, dass diese ländliche Straße mit ihren, von anderen kaum empfundenen Gegensätzen, einen eigenen Reiz für mich gewann.

Die Vorderstraße dagegen war die Straße des städtischen Handels und Wandels, die zwar auch der Landwirtschaft ihren Tribut zollte, wenn in der guten Jahreszeit frühmorgens um sechs mit Hörnerschall und Peitschenknall der Gemeindegirt kam und aus jedem Hause, meckernd, brüllend oder grunzend eine Ziege, eine Kuh oder ein Schwein herauslief, um am Abend auf demselben Wege wieder heimgetrieben zu werden. Hiervon abgesehen,

und sobald die Spuren getilgt waren, die die Vierfüßler hinterlassen hatten, machte die Vorderstraße einen sehr freundlichen Eindruck; viele hübsche Läden waren zu beiden Seiten und manches hübsche Haus, einige mit Bäumen, andere, wie das unsere, mit einer Treppe vor der Tür, fast alle mit roten Ziegeldächern. Wohl hat sich das Straßenbild sehr geändert, seitdem eine Feuersbrunst vor bald fünfzig Jahren die Mehrzahl dieser alten Häuser eingäschert hat und neue an ihrer Stelle gebaut worden sind. In meiner Erinnerung stehen sie noch alle, wie ich als Kind und lange noch als Jüngling sie gekannt habe. Oft des Nachts, in meinen Träumen, wandle ich durch diese Straße, wie einer, der nicht mehr hierher gehört; und mit Weh im Herzen, von einer unerklärlichen Angst getrieben, der Furcht, erkannt zu werden, eile ich, ohne zu grüßen, an den Fenstern vorüber, aus denen hinter Blumen freundliche Gesichter hervorschauen, als ob sie jung geblieben seien, derweil ich alt geworden bin. Von all den Tausenden, Häusern und Menschen, die ich seitdem gesehen, habe ich keine so wie sie mehr vor Augen, und trotz der bitteren Empfindung des Fremdseins ist mir doch dieser Erdenfleck im Innersten meines Herzens immer noch die liebe, die geliebte Heimat.

Der erste Satz ist eine Liebeserklärung an seine Hei-

matstadt. Tatsächlich hat die Stadt ihm seinen Namen gegeben: Bereits Mitte des 19. Jahrhunderts waren die Juden Repressalien ausgesetzt. Deshalb riet sein Freund und Förderer, Karl August Varnhagen von Ense, dem als Iwan Julius Levy geborenen J. Rodenberg 1854 zu einer Namensänderung und zur Konversion zum Christentum. Ein Jahr darauf wurde die Namensänderung durch seinen Landesherrn, den Kurfürsten Friedrich Wilhelm I. von Hessen-Kassel, gestattet, zur Konversion konnte sich Rodenberg aber nicht entschließen.

Seine frühen Werke erschienen unter dem als Herkunftsbezeichnung genutzten Namen „Julius von Rodenberg“.

Die erwähnten Vorder- und Hinterstraßen sind die heutige Lange- und Echternstraße, wobei die Vorderstraße nur das in der Stadt gelegene Stück zwischen dem östlichen Stadttor (heute Lange Str. 50) und dem westlichen Stadttor (heute Lange Str. 16) umfasste. Die Vorderstraße änderte im Laufe der Geschichte häufiger ihren Namen von „Altstadt“, über „Hauptstraße“, bis hin zur heutigen „Langen Straße“.

In J. Rodenbergs Jugend war die Stadt noch ohne Bahnanschluss. Spät, aber noch zu seinen Lebzeiten, wurde die Stadt Rodenberg 1904 an die Bahnstrecke Bad Nenndorf – Bad Münden angeschlossen.

Die jüdische Gemeinde erwarb 1815 das Holzmannsche Haus, Hinterstr. 13, (heute Echternstraße 21, östlich neben dem ehem. Brauhaus) und erbaute im Hofraum eine an das Haus angelehnte 38 Quadrat-

fuß (ca. 10 x 10 Meter) große Synagoge, die 1819 eingeweiht wurde. Das angekaufte Haus wurde als Gemeindehaus bestimmt und darin eine Wohnung für einen Lehrer und ab 1835 eine jüdische Elementar-/Grundschule eingerichtet.

J. Rodenberg beschreibt rückblickend die Situation, wie sie vor der Feuersbrunst von 1859 vorlag, der ausgehend vom ehemaligen Brauhaus zahlreiche Häuser in der Stadt, wie auch das Schloss und die Synagoge zum Opfer fielen. Die Synagoge wurde kurz darauf und nun im Garten freistehend neu erbaut.

Die jüdische Schule im Vorderhaus wurde mangels jüdischer Schüler 1908 geschlossen, das Synagogengebäude von einem privaten Käufer in den dreißiger Jahren des letzten Jahrhunderts abgerissen.

II. Elternhaus und Gärten

Meine frühesten Kindheitserinnerungen knüpfen sich an drei Häuser, das meiner Eltern, das meiner Großmutter und das Haus dazwischen. Gute Menschen waren es, die in diesem wohnten, ein Kupferschmied mit seiner trefflichen Frau und bereits herangewachsenen Kindern, die nachmals alle meine Freunde wurden. Jede meiner Schwestern, als sie sich verheirateten, erhielt als Hochzeitsgeschenk des Nachbarhauses einen kupfernen Kessel, der, als Andenken an die Heimat, sie zum eigenen Herd begleitete und dort, unter allem Wirtschaftsgerät, stets blank gescheuert seinen Ehrenplatz bewahrte. Gleich den meisten anderen Bürgern der kleinen Stadt betrieb auch unser Nachbar neben seinem Gewerbe die Landwirtschaft, und abwechselnd ward auf seinem Hofe gehämmert, in seiner Scheune ge-

droschen — Geräusche, die das erste Tonempfinden in mir erweckten, indem sie mit ihrem regelmäßigen Taktschlag die gestaltlos dahinfließende Zeit begleiteten. In ihrer verschiedenen Klangfarbe hatten sie für mich etwas wie Musik, die sich nun, wenn ich an sie zurückdenke, mit der Dämmerung meines Bewusstseins verwebt und mir die Vorstellung eines langen, schönen Sommertages gibt.

J. Rodenbergs Elternhaus findet sich in der Vorderstraße 47 (heute Lange Str. 20). Eine Gedenktafel an dem Haus erinnert an den Rodenberger Autor.

Das Haus der Großeltern stand in der Vorderstraße 45 (heute Lange Str. 16). Dieses Haus oder besser: die Bürgerstelle in der Stadt geht zurück auf Abel Levy, welcher der Stadt im Siebenjährigen Krieg 220 Taler zur Verfügung stellte. Dieses Schutzgeld war erforderlich, um eine von den Franzosen auferlegte hohe Geldbuße (700 Taler) zu zahlen, damit sie die Stadt nicht plünderten und niederbrannten. Als Gegenleistung durften sein Sohn und dessen Nachkommen eine Bürgerstelle in der Stadt Rodenberg erwerben. Innerhalb der Stadtmauern zu wohnen war Juden sonst nicht erlaubt.

Benedix Jacob Levy, der Sohn von Abel, und J. Rodenbergs Großvater, erwarb daraufhin die am westlichen Stadtgraben gelegene Bürgerstelle, Vorderstraße 45.

Zwischen beiden Häusern der Levys wohnte der Kupferschmied Friedrich Wilhelm Schlichting, Vor-

derstraße 46 (heute Lange Str. 18).

Nach der damaligen fortlaufenden Nummerierung hatten die drei beschriebenen, auf der nördlichen Seite der Vorder-/Langen Straße nebeneinander liegenden Häuser die fortlaufenden Nummern 45, 46 und 47 und nicht wie heute üblich pro Straßenseite nur gerade bzw. ungerade Nummern. Alle Grundstücke in der Stadt wurden fortlaufend nummeriert (Konskriptionsnummerierung), unabhängig davon, an welcher Straße die Grundstücke lagen.

Für Steuererhebungs- und Brandversicherungszwecke war das ausreichend. Eine Orientierung für Fremde war jedoch nahezu unmöglich, weshalb man später die heute übliche Hausnummerierung einführte. Auch im Dorf Grove wurde ab Ende des 16. Jahrhunderts die Konskriptionsnummerierung verwendet, wobei das Grundstück mit der damals größten Steuerkraft die Nummer 1 erhielt (heute: Grover Str. 40), das mit der zweitgrößten die Nummer 2 usw. Anschließend Neuansiedlungen bzw. Neubauten wurden hinten angehängt, was zwar zu Lasten des einfachen Zurechtfindens ging, aber ein Glücksfall für (Hobby-)Historiker bedeutet, da die alte Hausnummer heute Rückschlüsse auf das Alter des Hauses zulässt.

Das Erste dagegen, was mir aus dem Großelternhaus im Gedächtnis geblieben, ist ein Wintermorgen, als es draußen noch finster war; auf dem Tische brannte Licht, und ich saß auf dem Sofa, Tee

trinkend, neben meinem Großvater. Er hatte mich sehr lieb, das weiß ich noch, obschon ich damals nicht älter gewesen sein kann als sechs oder sieben Jahre. Doch erinnere ich mich seiner noch wohl als eines stattlichen Mannes, mittelgroß, breitschultrig, mit ernstem, aber wohlwollendem Gesicht. Er muss etwas in dem kleinen Orte gegolten haben, denn lange noch hörte ich von ihm sprechen. Bei den Seinen stand er in hohem Ansehen. Er war ein tüchtiger Kaufmann, von lebhaftem Temperament und leitete noch immer, auch nach des/seines einzigen Sohnes, meines Vaters, Verheiratung, das in dessen neues Haus übertragene Geschäft, welches seine Redlichkeit und sein Eifer zum ersten im Städtchen gemacht hatten. Meine Mutter, die von ihm mit der größten Liebe sprach, als demjenigen, bei dem sie Verständnis und eine Stütze fand, da sie, sehr jung noch, in die ihr fremde Umgebung kam, erzählte mir, dass er in seiner Westentasche stets einen kleinen Bleistift und viele Zettel trug, auf denen er sich Notizen machte, um nichts zu vergessen. Er starb in seinen besten Jahren, 1839, und dies ist mein zweites Bild aus dem Großelternhause: ein Sarg in dem hohen, dunklen Flur und meine Großmutter schluchzend darüber gebeugt, zum Abschied von dem Toten. Sie selber hat ein sehr viel höheres Alter erreicht, und ich entsinne mich ihrer in dem großen

einsamen Hause bis an das Ende meiner Studentezeit. Es war ein merkwürdiges altes, weitläufiges Gebäude, dieses Haus, mit so vielen Treppen und Treppchen, so vielen verschlossenen Türen, Ecken, Winkeln und langen Gängen, in die niemals ein Strahl der Sonne drang, dass es uns Kinder halb anzog, halb gruseln machte. Zwischen Furcht und Neugier wurden wir nicht müde, die Geheimnisse dieses Hauses zu durchforschen, und da war namentlich ein Raum, zu dem wir uns manchmal mit geheimem Bangen hinaus stahlen: eine Betstube, die in früheren Zeiten, da die jüdische Gemeinde des Ortes noch gering war, als Synagoge gedient hatte. Eine Familientradition berichtete, dass mein Großvater, dessen Ehe sieben Jahre lang kinderlos geblieben, hier das Gelübde getan, er wolle, wenn ihm ein Sohn geboren werde, dem Herrn ein neues Haus erbauen. Und so geschah's; nach der Geburt meines Vaters ward in der Hinterstraße der bescheidene Tempel errichtet, der heute noch dem Gottesdienst geweiht ist. Das Betstübchen im Hause der Großmutter aber ward nur noch selten, an gewissen Jahrestagen, zum Andenken an die Verstorbenen benutzt, sonst stand es leer. Mit Herzklopfen schlichen wir die Treppe hinan, die weit hinten im Haus zu ihr führte, und niemals überschritten wir die Schwelle, ohne vorher

angeklopft zu haben, damit die Geister sich entfernen möchten, die noch etwa sich darin aufhielten. Die wurmstichigen alten Betstühle waren noch da; vor dem Allerheiligsten, einem Schränkchen, in dem eine Thora stand, hing ein Vorhang von verschossener Seide mit silbernen Buchstaben bestickt, die längst vor Alter schwarz geworden waren. Unter einem Betpult lagen schwere in Leder gebundene Folianten, die wir anzurühren uns scheuten, während die mit Bildern reich verzierten, fibelartigen Bücher, die alle Jahre nur einmal, an den beiden ersten Abenden des Passahfestes, zum Vorschein kamen, eine unerschöpfliche Augenweide boten. Da sahen wir Moses mit den Tafeln des Gesetzes im Arm und den beiden Lichtstrahlen am Haupt, sahen wir Aaron in seinem priesterlichen Schmuck, alsdann die zehn Plagen im Ägypterland, den Durchzug durchs Rote Meer und zuletzt den Tempel Salomonis, auf dem die Herrlichkeit Gottes ruhte. Doch was uns am meisten ergötzte, waren die kleinen, traulichen Interieurs, in denen die Familie, Vater, Mutter, Töchter und Söhne fröhlich beisammen saßen zum Ostermahl: die breiten Fenster im Hintergrunde mit runden, in Blei gefassten Scheiben, die Stühle mit hohen geschnitzten Lehnen, die Männer mit spitzen Hüten und die sittsamen Frauen in altmodischer

Tracht. Erinnerste das nicht alles an die Großmutter? Sah nicht eine der unbewohnten Kammern, in die außer uns kein Mensch mehr kam, genauso aus? Sie hatte dieselben kleinen, breiten Fenster; aber die niedrige Decke war ganz mit Spinnweben umzogen, und in ihren eisenbeschlagenen Truhen bargen sich die seltsamsten Schätze. Da fanden wir ein paar vergilbte weiße Atlasschühchen, die meine Großmutter als Braut getragen, und einen zerbrochenen venezianischen Spiegel, von dem noch der Rand mit silbernen Blumen übrig war; ferner sehr viel unbestimmbare Gegenstände in Kisten, die Staub und Moder ausatmeten, wenn man den Deckel öffnete. Zur Herbstzeit jedoch roch es in dem ganzen Hause nach getrockneten Pflaumen, die meine Großmutter in großen Mengen zubereitete. Sie hatte dafür einen eigenen Ofen im Hinterhaus, aus dem man unmittelbar in den Garten trat. Noch ein zweiter Raum, zu dem ein besonderer Eingang führte, war in diesem Hinterhaus: ein hohes, längst nicht mehr benutztes Gemach, in dem einst die Großeltern, und wer weiß, deren Vorfahren, das Laubhüttenfest gefeiert hatten. Jetzt war es kalt und öde darin, und dieser Eindruck wurde noch dadurch verstärkt, dass in der einen Ecke sich ein tief in die Erde gemauertes Bad befand, das mit Brettern zugedeckt war.

Auch der Garten der Großmutter hatte ein etwas verwildertes Aussehen. Ganz im Gegensatz zu dem meiner Eltern, in dem meine Mutter auch für schöne Blumen sorgte, war dieser nur mit nützlichen Bäumen und Sträuchern erfüllt — Stachelbeeren und Johannisbeeren, Äpfel, Birnen und vor allem Pflaumen wuchsen darin, wie Gott auf sie feinen Regen fallen oder seine Sonne scheinen ließ. Doch trotz der Genüsse, die er uns bot, betraten wir diesen Garten mit gemischtem Empfinden, als ruhe hier unter dem dicht verzweigten Buschwerk etwas Uraltes, das uns nicht hold sei. Wie das Großelternhaus selber, lag der Garten an einem Graben, in dem niemals fließendes Wasser, sondern immer nur jener grünliche Überzug zu sehen war, der sich auf schlammigen Gewässern zu bilden pflegt, und ein Wald von Brennnesseln zog sich zu ihm hernieder.

Umso traulicher mutete das Stübchen der Großmutter an, das uns Kindern die liebste Zufluchtsstätte war. Nichts Überflüssiges befand sich darin, kein Blumentopf auf dem Fensterbrett, kein Bild an der Wand, alles aber war sauber gehalten: das schmale, harte, mit Leinen bezogene Sofa, der Tisch davor, über dem die siebenzinkige Messinglampe hing, der eiserne Ofen, das Eckbrett, die abgeschrägte Kommode, die steifen Stühle mit gradlinigen Lehnen, der sandbestreute Fußboden, die klei-

nen Tüllgardinen oben an den Fenstern. Da saß sie jahrelang, jahrelang, ihre einzige Beschäftigung — außer einem Gang in den Garten und dem Trocknen von Pflaumen — das Stricken höchst dauerhafter Strümpfe, mit denen sie bis an ihr Lebensende ihre sechs Enkel und Enkelinnen versorgte. Über den Strickstrumpf aber sah sie durch das Eckfenster die ganze Straße bis zum Ratskeller hinunter die kleinen, sich täglich darauf wiederholenden Vorkommnisse stets mit der gleichen Teilnahme verfolgend.

J. Rodenbergs Großvater väterlicherseits, Benedix Jacob Levy, verstarb, als der kleine Julius acht Jahre alt war.

In der napoleonischen Zeit erhielten die Juden durch die Westfälische Verfassung gegenüber den übrigen Einwohnern volle staatsbürgerliche Rechte. In dieser Zeit wurden zahlreiche Gebäude innerhalb der Stadtmauern durch Juden erworben. Unabhängig davon besaß J. Rodenbergs Vater als Nachkomme von Abel Levy das verbriefte Recht, selbst auch eine Bürgerstelle in der Stadt zu erwerben. Das Geschäft des Großvaters ist dann in das neue Haus, sein Geburtshaus, verlegt worden.

Der Großvater richtete in seinem Haus ein Zimmer als Betstube ein, die bis zur Fertigstellung der Synagoge in der Hinterstraße von allen jüdischen Einwohnern des Amtes Rodenberg für Gottesdienste genutzt wurde. Das Amt Rodenberg umfasste damals

die heutige Samtgemeinde Nenndorf und Teile der Samtgemeinde Rodenberg. Im Haus befand sich auch eine „Mikwe“, das im Text erwähnte Tauchbad, welches Juden zur rituellen Reinigung dient.

Rotraud Ries schreibt [6]: „Julius Rodenberg verbindet den Bau der Synagoge mit der Familienlegende des zunächst kinderlosen Großvaters Gumpert Simon Levy. Nach der Geburt seines Sohnes sei der Bau in Angriff genommen worden. Da nach der Geburt des erhofften Sohnes und dem Kauf des Holzmanschen Hauses sieben Jahre vergingen, war wohl der Zusammenhang zwischen beiden Ereignissen doch nicht so direkt.“

Tatsächlich wurde das Holzmansche Haus in der Hinterstraße im Jahr 1815 erworben, J. Rodenbergs Vater hingegen wurde bereits im Jahr 1808 geboren. Der Graben am Grundstück der Großeltern bildete den westlichen Teil des Stadtgrabens und gehörte in früheren Jahren zur Stadtbefestigung. Während J. Rodenbergs Kindheit wurde der Unterhalt des Stadtgrabens aufgegeben. Adolph Mithoff schreibt [2]: „Bis ca. 1850 war der Stadtgraben – als einziger Nachlass der ehemaligen Stadtbefestigung – noch ziemlich vollständig erhalten. Er umzog in einer Breite von 32 Fuß (Anm.: ca. 10 Meter) denjenigen Teil Rodenbergs, welcher in früheren Zeiten die eigentliche Stadt, jetzige Altstadt, bildete. Da der Graben aber seit langen Jahren nicht mehr ausgeschlammt und dadurch der Zu- und Abfluss des Wassers behindert wurde, so hatten sich allenthalben in

demselben, hauptsächlich in der Nähe der Ufer, tiefe, mit Schilf und anderen Wasserpflanzen durchwachsenden Sümpfe gebildet, die besonders in der heißen Jahreszeit zur größten Belästigung der Anwohner, üble gesundheitsschädliche Gerüche ausströmten. Aus diesen Gründen war der südliche, hinter der Hinterstraße sich hinziehende Grabenteil schon um 1850 trockengelegt, in Parzellen geteilt und vom Magistrat den Anliegern käuflich überlassen.“

Die Außenplätze des heutigen Eiscafés befinden sich auf eben diesem früheren Stadtgraben, der in den folgenden Jahren zwar häufig zugeschüttet wurde, offenbar aber nur sporadisch: Vor einigen Jahren brach auf der gegenüberliegende Seite der Langen Straße ein LKW durch die Betonabdeckung des Grabens.

Zu J. Rodenbergs Zeiten war es Brauch, den Fußboden dünn mit weißem Sand zu bestreuen. Dieser Sand sollte den Straßenschmutz und die Nässe von den Schuhen aufsaugen. Angesichts der damaligen Straßenzustände eine sinnvolle und nötige Maßnahme. Zu fast jedem Haus gehörte ein sogenanntes Sandloch, wo der Sand aufbewahrt wurde. Man holte ihn aus Sandkuhlen der Umgebung oder kaufte ihn bei speziellen Händlern ein, und ältere Rodenberger erinnern sich vielleicht an einen Händler aus der Gegend um das Steinhuder Meer, der regelmäßig feinen, weißen Sand in Rodenberg anbot.

Bei dem Eckfenster, durch das die Großmutter das Treiben auf der Vorderstraße beobachtet, handelte es

sich vermutlich um einen sogenannten Utlucht – ein befensterter Vorbau, der den Bewohnern einen besseren Überblick über die Straße verschaffte. Heute noch zu sehen am Haus Lange Straße 51. Nach der Beschreibung von Heinrich Spiro, dem Biographen J. Rodenbergs, ist es eher ein Versatz der Häuserfront mit einem Fenster auf der dem Rathaus zugewandten Hausecke. Spiro schreibt dazu [4]: „Die Wissbegier seiner (Rodenbergs) Bewohner hat die Häuser so nebeneinander gestellt, dass jeder aus seinem Seitenfensterchen den Blick nach dem die Mitte des Ortes bezeichnenden (...) Rathaus hat.“

Woran meine Mutter sich nie ganz gewöhnen konnte, das gemächliche Treiben der kleinen Stadt: das zu beobachten war der Großmutter unerschöpfliches Vergnügen; und wie sie die Pünktlichkeit selber, jeder Tag nach dem Glockenschlag und auf die Minute geregelt, so ging auch alles auf dem Schauplatz vor ihr wie ein Uhrwerk, und nach den Gewohnheiten dieser guten Leute konnte sie die Tageszeit bestimmen. Wenn der Tischlermeister aus der Hinterstraße herauskam und sich an der Ecke der Vorderstraße aufstellte, so war es acht Uhr morgens. Er hatte eine blaue Schürze vorgebunden, eine lange Pfeife im Munde und mochte wohl sein halbes Stündchen so dastehen. Wenn hiernach der Amtschreiber sich ins Fenster legte, um zu sehen, was es Neues gab, und einen Diskurs mit seinem Miets-

mann, dem Messerschmied, zu halten, der vor der Tür des Hauses bereits wartete, so war es neun. Wenn der Apotheker vorbeikam, auf dem Wege nach dem „Stockholm“, wo selbst er seinen Frühschoppen trank, so war es zehn. Auf seine pünktliche Rückkehr konnte die Großmutter freilich nicht rechnen; dafür aber erschien um elf der Herr Gemeindeglehrer aus der Schule, von einem Häuflein lärmender Kinder gefolgt. Präzis halb zwölf ließ sich das Rollen einer Equipage vernehmen, auf deren Bock neben dem Kutscher ein Bedienter und in deren Fond ein alter, in Decken gehüllter Herr saß — ein hannoverscher Adliger, der von seinem benachbarten Gute täglich seine Spazierfahrt durch unser Städtchen machte. Wenn es vom Kellerturm Mittag läutete, schritt der Herr Postsekretär vorbei, und zur selben Zeit trat der Großmutter bejahrte Dienerin, Sarah, „Zehrchen“ genannt, mit Tellern, Messern und Gabeln herein, um den Tisch zu decken; und wenn das frugale Mahl vorüber war, lehnte sich die Großmutter, immer in derselben Sofaecke, zum Schläfchen zurück. Wenn sie erwachte, brauchte sie nicht erst nachzusehen, ob sie sich nicht etwa verschlafen habe; denn da war der Herr Postsekretär wieder, der um zwei Uhr nachmittags ins Büro zurückkehrte. So ging ihr ein Tag hin gleich dem anderen; und wie ihre Leute, der

Tischler, der Schreiber, der Messerschmied und alle anderen sich gewundert haben würden, sie nicht an ihrem Fenster zu sehen, so wunderte sie sich, wenn einmal einer von ihnen sich verspätete oder gar ausblieb, was allerdings selten geschah. Immer aber kehrten ihre Blicke wieder zu der Treppe vor unserm Hause zurück, und sie leuchteten, wenn ihr Sohn, mein Vater, sich darauf zeigte. So verbrachte sie die Zeit in unendlicher Geduld und scheinbar ohne jedes andere gesellige Bedürfnis, als ihren Sohn zu sehen und ihre Großkinder um sich herumspielen zu lassen. Einmal oder zweimal im Jahr kamen ein paar alte Freundinnen des Abends, um Tee bei ihr zu trinken; aber sie war froh, wenn sie wieder gingen, und sagte, während ihr „Zehrchen“ das Geschirr forträumte:

Uppetlepupp,
De Dans is upp.

J. Rodenbergs Mutter, Amalie Levy, geborene Coppel aus Hannover, hatte offenbar eine andere Vorstellung vom Tagesablauf als die von J. Rodenbergs Großmutter beobachteten Menschen auf der Vorderstraße: Der Tischlermeister wird uns auf den folgenden Seiten noch häufiger begegnen. J. Rodenberg nennt seinen Nachnamen, allerdings falsch geschrieben, im Kapitel XV. Laut Kirchenbuch handelt es sich um Johann Conrad Tadtge, Tischlermeister (1795-1860). Der Apotheker – auch er ein oft erwähnter Zeitge-

nosse – war Ernst Ludwig Döpp, der von 1837 bis 1858 Inhaber der damaligen Apotheke in Rodenberg war.

Das von J. Rodenbergs Großmutter beobachtete Ziel des Apothekers, das Gasthaus Stockholm, beschreiben wir näher in Kap. XXII.

Bei dem „in Decken gehüllten Herrn“ handelte es sich mit großer Wahrscheinlichkeit um Karl Edmund Friedrich von Münchhausen, Herr auf Apelern und Nienfeld (1787-1854). Noch als Student erbte er 1805 die im Text erwähnten Güter und wurde um das Jahr 1818 herum kurhessischer Gesandter in Wien, Hzgl. braunschw. Geheimrat und Kammerherr. Der hessische Kurfürst Wilhelm I. hatte nach Napoleons Niederlage keinerlei Interesse an einer Neuordnung der Territorien. Deshalb nahm Münchhausen mit einem vom Kurfürsten eingeschränkten Mandat als Beobachter am Wiener Kongress teil.

Im Jahr 1831 wurde er aus Wien „wegen geschwächter Gesundheit“ abberufen.

Mittlerweile schlägt es vom Kellerturm Mittag, womit natürlich der Glockenturm auf dem Ratskeller gemeint ist. Der Glockenschlag ertönte noch vom Vorgängerbau des heutigen Ratskellers, der dem großen Brand 1859 zum Opfer fiel.

Das von „Zehrchen“ bereitete „frugale Mahl“ ist ein spärliches, und der beim Forträumen des Geschirrs aufgesagte plattdeutsche Spruch bedeutet sinngemäß: „ ... der Tanz ist aus“.

III. Großmutter und Großvater

Völlig leidenschaftslos, schien die Großmutter den Ärger nicht zu kennen; auch nicht besonders mitteilksam war sie. Nur wenn man sie auf die Kriegsjahre brachte, die sie, am Anfang des Jahrhunderts, als ganz jung vermählte Frau erlebt, auf die Durchmärsche der Franzosen, besonders aber die Einquartierung der Russen nach der Schlacht von Leipzig, dann ward sie plötzlich aufgeregt. Sie hätten immer „Wuttki! Wuttki!“ geschrien, sagte sie, mit einer Betonung des fremden Wortes — das, wie sie erläuternd hinzufügte, „Schnaps“ bedeutete — und einer Veränderung ihres Gesichtes, die wohl erkennen ließen, wie tief der Eindruck jener Ereignisse gewesen sein musste.

In die Gleichmäßigkeit ihres Daseins kam aber vorübergehend einmal ein neuer, fremder Zug, als mein Großvater mütterlicherseits in ihrem Hause

für ein paar Jahre Quartier nahm. Ungefähr in gleichem Alter mit ihr, war und blieb er doch bis an das Ende seines langen Lebens ein aufgeweckter, munterer, unruhiger Geist. Abenteuerlich und reich an Wechselfällen aller Art war seine Jugend gewesen: Auch er wusste vom Kriege zu erzählen, und zwar von dessen ersten Anfängen an, von der Revolutionszeit und der unglücklichen Kampagne unter dem Herzog von Braunschweig. Da war er, als ein blutjunger Mensch, hinter den Preußen und Österreichern her mit dem Marketenderwagen nach Frankreich hineingezogen, aber übel wäre es ihm beinahe ergangen. Auf der „großen Retirade“ in französische Gefangenschaft geraten, ward er irgendwo im Elsass, ich glaube in Straßburg, an einen Brunnenpfosten gestellt und sollte erschossen werden. Gott weiß, wie er entwich; seiner Behauptung nach hätten die Franzosen ihn laufen lassen, weil sie an seinem Violinspiel Gefallen gefunden. Denn er war ein großer Geigenkünstler. Aber Wagen und Bagage waren verloren, und der junge Mann musste sich nun sein Brot durch das erwerben, was bisher nur seine Kunst gewesen, er ward ein „Spaßmacher“, d.h. er spielte bei Hochzeiten auf und unterhielt, da er ein ungemeines Improvisationstalent besaß, die Gesellschaft durch seine gereimten Schwänke. So kam er, auf seinen Fahrten am Anfange des Jahr-

hunderts, nach Hannover, und hier, den *musen pro tempore* groß entsagend, trat er in das Geschäft einer jungen Witwe, die, nach dem Tode ihres Mannes, mit einer Schar Kinder ratlos und hilflos zurückgeblieben war. Durch Fleiß, Geschick und Ehrlichkeit gewann er zuerst das Vertrauen und dann das Herz seiner Prinzipalin, der er bald die Stütze ward, deren sie bedurfte, und nicht lange, so reichte sie ihm ihre Hand. Recht und schlecht schlugen sie sich durch die Not der Kriegsjahre, die besonders schwer auf Hannover lasteten; und es scheint, dass erst mit der Wiederkehr friedlicher Zeiten auch ihnen ein günstigerer Stern aufging.

Aus Furcht vor den Folgen der Französischen Revolution hatte der Römisch-Deutsche Kaiser Leopold II. die Monarchen Europas 1791 aufgefordert, den gestürzten französischen König Ludwig XVI. zu unterstützen.

In der Pillnitzer Deklaration drohten Kaiser Leopold, König Friedrich Wilhelm II. von Preußen und Prinz Karl von Artois, der Bruder Ludwigs XVI., Frankreich mit einer militärischen Intervention, falls die Monarchie dort angetastet würde. Dieser Koalition schlossen sich weitere deutsche Fürsten an.

Während in Frankreich ab Juni 1792 nach einem Aufruf der Regierung Zehntausende Freiwillige zur Revolutionsarmee strömten, zog die Koalition im Juli eine Armee aus 46.000 Preußen und 6.000 Hessen,

darunter 12.000 Reiter und 220 Geschütze, in Koblenz zusammen. Am 30. Juli marschierte die preußisch-hessische Hauptarmee unter dem Oberkommando von Generalfeldmarschall Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig von Koblenz durch die Eifel nach Trier ab, gefolgt von einem etwa 4.500 Mann starken Korps aus französischen Adligen, die als Emigranten im Reich Zuflucht gefunden hatten. Aus verschiedenen Gründen, wie Verpflegungs-mangel, Krankheiten sowie unterschätzter Gegenwehr, scheiterte der Feldzug.

Auf dem ungeordneten Rückzug („Retirade“) geriet J. Rodenbergs Großvater in Gefangenschaft.

Ich habe sie beide nur in einem gewissen Wohlstand gekannt, diese Großmutter als eine Frau, deren Erscheinung etwas Damenhaftes hatte, von feinen gemessenen Formen, mit einem Zuge des Leidens in dem noch immer schönen Gesicht. Denn ich glaube wohl, dass das Temperament meines Großvaters, dessen Feuer auch in seinem hohen Alter noch nicht völlig erloschen war, und seine Gewohnheiten, die den Ton des Lagers und der Herberge nie ganz verleugneten, ihr das Leben nicht allzu leicht gemacht haben mögen. Ein Pastellbild, das, so lang ich denken kann, im Zimmer meiner Mutter hing, zeigte uns in den zarten Farben, die so gut zu dem Wesen der Großmutter passten, das sanfte Oval ihres Kopfes, die edel gewölbte Stirn, die großen dun-

kelbraunen Augen; die hohe, reich garnierte Spitzenhaube, die sie trug, das veilchenblaue Kleid und die Haarkette darüber mit dem goldenen Ührchen. In ihren jüngeren Jahren, wie ich aus den Erzählungen meiner Mutter weiß, kam sie als „Handelsfrau“ viel in die vornehmen Häuser des damaligen englisch-vizeköniglichen Hannovers, und die adligen Damen, deren Geschäfte sie besorgte, schätzten sie sehr wegen ihrer Rechtlichkeit, ihrer Intelligenz und Diskretion. Es mag vielleicht diesen Verbindungen zuzuschreiben sein, dass ihr Mann eine Lotteriekollekte erhielt, die sich bald einer ansehnlichen Kundschaft erfreute. Drei von den Söhnen erster Ehe waren frühzeitig schon nach England ausgewandert, wo sie bereits, als ich sie kennenlernte, reiche, hochangesehene Männer geworden. Eine von den Töchtern zweiter Ehe war von so auffallender Schönheit, dass man ihr nachsah, wenn sie über die Straße ging, und ein Kavalier vom Hofe des Herzogs von Cambridge sich leidenschaftlich in sie verliebte. Nach einer Familientradition soll er sich ernstlich um ihre Hand beworben und nur schwer davon abgebracht worden sein, sie zu heiraten.

Wie J. Rodenberg beschreibt, hat sein Großvater eine hannoversche Witwe geheiratet, Gitel Jette Levi (1778-1839). Ihr erstes Kind, David, bekam sie im zarten Alter von 14 Jahren. Als ihr Mann, Beer Beh-

rend, 1803 starb, hinterließ er eine junge Witwe mit sieben Kindern. Im Jahre 1805 heiratete sie ihren zweiten Mann, Isaac Coppel, ein Mann, der für seine soziale Arbeit in Hannover hoch angesehen wurde, vor allem in der jüdischen Gemeinde des Stadtteils Linden. Aus dieser Ehe ging J. Rodenbergs Mutter hervor. Insgesamt hatten sie fünf gemeinsame Kinder. Isaac und Gitel beschloßen, ihren 15-jährigen Sohn, David, nach England zu senden, um seine Registrierung für die napoleonische Armee zu verhindern.

David lebte zunächst im Londoner East End und trat im Jahre 1812 in eine Schiffsagentur in Liverpool ein, vorerst als einfacher Mitarbeiter, bis er es 1825 zum Partner brachte. Auch drei Brüdern half er, sich in England niederzulassen. J. Rodenberg machte gerne von der Gastfreundschaft seiner englischen Verwandtschaft Gebrauch, wenn er mal wieder zu einer seiner zahlreichen Reisen nach England oder Irland aufbrach.

Die „Sammlung der Gesetze und Ausschreibungen für das Königreich Hannover vom Jahre 1828“ verzeichnet einen „Isaac Coppel in Linden vor Hannover“ als einen Inhaber der Königlich-Sächsischen Lotterie zu Dresden.

IV. Eine Reise nach Hannover

Die Reisen nach Hannover waren die großen Begebenheiten meiner frühen Kinderzeit. Außer mir, dem Ältesten, ward noch meine nächstältere Schwester Berta mitgenommen — dieselbe, die später auf allen Stationen meines Lebens mir eine treue Gefährtin war. Mit welcher Ungeduld, wenn die Reise bestimmt war, erwarteten wir den Anbruch des Tages! Schon das frühe Aufstehen gab ihm etwas seltsam Erregendes; und dann, was alles lag für uns in dem Worte „Hannover“ — das Großelternhaus, so viel schöner als das in unserem Städtchen, die hübschen Spielsachen, die neuen Bilderbücher —, und trotzdem dieses bängliche Gefühl vor dem Fremden, Unbekannten, Vornehmeren! Hannover war die Großstadt unserer kleinen Welt;

und hatte die Mutter uns nicht immer und immer wieder eingeschärft, wie wir Landkinder uns dort zu betragen und zu benehmen hätten? So saßen wir in unseren festlichen Gewändern, bis das Einspännerchen vor der Tür hielt und das kindische Herz, in dem ja jeder Keim der Zukunft liegt, zu pochen begann zwischen Lust und Weh. Das Kind hat sich's nicht zu deuten gewusst; aber schon der Knabe wusste es, als er einige Jahre später auf dem Friedrichswall in Hannover den fernen, blauen Deister sah.

Mit Nenndorf entschwand uns der letzte heimatliche Anblick; dann kam der steile Berg, über den die Chaussee führte, bevor sie nachmals um ihn herum geebnet ward. Erzählungen von mannigfachem Unglück, das hier geschehen, hafteten an diesem Berge; doch wir langten ungefährdet unten an, bei der Landwehr und dem letzten weiß-roten Schlagbaum, neben dem der hessische Grenzstein stand mit dem goldenen Löwen. Er hob sich mit ausgestreckter Zunge trotzig auf seinen Hinterpranken, und mir schien, als ob das hannoversche Ross, nicht weit davon auf einem gelb-weiß gestreiften Pfahl, ihm entgegenspringen wolle. Doch ach! — wo sind heute Ross und Löwe, weiß-gelb und weiß-rot

Nun nahm der Wald uns auf, und halbwegs, vor

dem Wirtshaus in Göxe, ward Halt gemacht. Die Wirtstöchter, Mädchen in schlampigen Kleidern und mit ungekämmten Haaren, gaben der Mutter stets Anlass zu missliebigen Bemerkungen; uns aber schmeckten die Butterbrote, mit Schweizerkäse belegt, darum nicht weniger. Denn Reisen macht hungrig.

Noch anderthalb Stunden, dann war Empelde, noch eine halbe, dann waren die weitläufig aus dem Felde zerstreuten Egestorffschen Ziegeleien erreicht, und als erstes Wahrzeichen von Linden, der Vorstadt Hannovers, kam, bis zur Chaussee reichend, die Gartenmauer des großelterlichen Hauses in Sicht.

J. Rodenbergs Schwester, Bertha Markheim, geb. Levy (1833-1919), war in späteren Jahren die heimliche Verlobte von Johannes Miquel. Der Heidelberger Jurastudent hatte sich während der Revolution für radikale Ideen begeistert. Seit 1850 gehörte er dem damals illegalen Bund der Kommunisten an. Die „Zeit“ schreibt in einem Artikel [10] über Miquel: „Seine heimliche Verlobte Bertha Levy, die Tochter eines jüdisch-orthodoxen Kaufmanns im hessischen Rodenberg (der später so populäre, heute vergessene Dichter Julius Rodenberg war ihr Bruder), schwärmte mit ihm zusammen für Klassenkampf und proletarische Revolution. Als ihre Eltern die Ehe mit einem Christen ablehnten, wollte

Bertha Levy mit Miquel durchbrennen. Für ihn aber kam eine Heirat gegen den Willen der prospektiven Schwiegereltern nicht infrage. In einem Abschiedsbrief an die Braut imaginierte er sich als Berufsrevolutionär.“ (Anm.: Der seine revolutionären Ziele über die der Ehe mit Bertha stellte).

Im April 1854 heiratete sie den Fuldaer Garnfabrikanten und jüdischen Kaufmann Joseph Markheim, mit ihm hatte sie eine Tochter (Jenny). Nach dem Tod ihres Mannes 1902 zog Bertha Markheim nach Berlin-Grunewald, wo sie ihren Bruder Julius vermutlich das eine oder andere Mal getroffen hat. Der letzte Eintrag im Berliner Adressbuch von 1919 lautet „Markheim, Bertha, Rentiere, Wilmersdorf, Hobrechtsstr. 6“.

Ihr ehemaliger linksradikaler Verlobter, Johannes Miquel, zog über mehrere politische Stationen als (dem Kommunismus abgeschworen) liberaler Abgeordneter 1871 in den neugegründeten Reichstag ein. Der weitere Weg von der Stadt Rodenberg nach Hannover führt Julius und seine Familie über die alte Heerstraße, auch „Hellweg vor dem Santforde“ genannt, welcher eine wichtige Ost-West-Verbindung bildete und parallel zur heutigen Bundesstraße 65 verlief.

Sie passieren vor dem heutigen Nenndorfer Gewerbegebiet die Grenze zwischen Kurhessen mit den weiß-roten Landesfarben und dem Königreich Hannover in gelb-weiß. Im weiteren Verlauf kommen sie

an den Egestorffschen Ziegeleien vorbei, die von Johann Hinrich Egestorff (1772-1834), auch „Kalkjohann“ genannt, gegründet wurden. Egestorff gilt als einer der ersten modernen Unternehmer im Raum Hannover.

An sie knüpfte sich eine lustige Geschichte aus der Brautzeit unserer Mutter, die sie uns manchmal erzählt hat. Ihr Verlobter war damals Angestellter in einem hannoverschen Geschäftshaus und benutzte seine freien Stunden, um sich in der Reitkunst auszubilden. Nun wollte er den Eltern daheim einen Besuch zu Pferde abstatten, zugleich aber auch seiner Zukünftigen sich hoch zu Rosse zeigen, und es ward verabredet, dass sie von der Terrasse herab ihn solle vorüber reiten sehen. Der Tag kam, sie stand oben, von den schönen Schwestern umgeben, während er in einiger Ferne bereits mit seinem Pferde kämpfte, das bald stille stand, bald zu unerlaubten Sätzen ausholte. Zuletzt gelang es ihm, das Tier in eine etwas ruhigere Gangart zu bringen, und er lenkte es nach der Stelle hin, wo die Damen ihn erwarteten. Aber da machte das heimtückische Geschöpf seinem Reiter einen fatalen Strich durch die Rechnung; statt der Referenz, die er ihm eingeübt hatte, drückte es sich dicht an die Mauer heran und wollte sich absolut und unter keinen Umständen mehr davon abdrängen lassen. Nichts half, kein har-

tes, kein gutes Wort, nicht Sporen noch Peitsche; das widerspenstige Tier wich nicht vom Platze, und der Reiter, eingeklemmt zwischen Pferd und Mauer, musste sehen, wie er sich aus der Affäre zog. Da sie, wenn nicht eben rühmlich, doch ohne jeden anderen Schaden verlief, als dass Ross und Reiter endlich *en plein carrière* davonjagten und in einer Staubwolke verschwanden, konnte man wohl noch lange darüber lachen. Aber mein armer Vater errötete stets, wenn die Rede auf Pferde kam; und ich glaube nicht, dass er jemals wieder eins bestiegen hat. Ein *Sportsman* war er nicht, und ich bin es auch nicht geworden; und als ich später in der Universitätsreitbahn zu Marburg beim Stallmeister Wolfs ähnliche Versuche machte, habe ich immer an meinen Vater und die Mauer denken müssen.

Außer dem großen Garten hinter dem Hause hatte es noch ein Vorgärtchen, und zwischen beiden hindurch stieg der ungepflasterte Weg, an dessen unterem Ende die Knustsche Gastwirtschaft „Zum weißen Roß“ lag. Lange noch hat meine Mutter mit einer Tochter dieses Nachbarhauses Freundschaft gehalten und sie jedes Mal besucht, wenn sie nach Hannover kam. Eine zweite Jugendfreundin meiner Mutter war eine kleine muntere Person, Inhaberin einer Spielwarenhandlung in Hannover selbst, in

der Schloßstraße, dicht an der Leine. Mit einer Art von Ehrfurcht betraten wir den Laden voll nie geschauter Herrlichkeit, Bort über Bort bis an die Decke hinauf; und befangen wie wir waren von dem bunten Geflimmer der zahllosen Puppen, Puppenstuben und Puppenküchen, von dem seltsamen Geruch, den die frisch lackierten Soldaten, Schilderhäuschen und Wägelchen ausströmten, setzte es uns mehr noch in Erstaunen, wenn wir die Herrin all dieser Schätze, die uns eine Königin dünkte, von unserer Mutter mit „Du“ anreden hörten.

Dem Großvaterhause gegenüber wohnte ein alter Oberst, der noch unter Wellesley in Indien gedient und von dort einen Schwarzen mitgebracht hatte. Einen solchen hatte ich bisher nur im Reiche der bildenden Kunst gesehen, nämlich auf dem Schilde eines Tabakladens in meinem Heimatstädtchen, wo er, mit nichts als einem Lendenschurz angetan, die Zähne fletschend und die Augen rollend, auf einem Warenballen saß und fröhlich grinsend sein Tonpfeifchen schmauchte. Dieser dagegen war ein wirklicher Neger, und noch dazu einer, der ganz manierlich gekleidet einherging. War Hannover nicht eine Stadt, in der einem Kinde sich alle Wunder der Welt aufboten?

Das stattlichste Gebäude in Linden war das

große Landkrankenhaus, ein palastartiger Bau, der damals noch ganz isoliert stand, und dessen Direktor Hofrat Dr. Holscher hieß. Er war seinerzeit Hannovers berühmtester Arzt, ein Mann von aristokratischem Äußern, mit etwas Imperatorischem in seiner Haltung, eine Persönlichkeit, deren bloßes Erscheinen am Krankenbette mit neuer Lebenshoffnung erfüllte. Tiefen, sichern Blicks und voll Sympathie mit den Leidenden, war er einer jener seltenen — allzu seltenen — Ärzte, von denen man weiß, dass sie Hilfe bringen werden, wenn Hilfe möglich. Mit unendlichem Vertrauen sah meine Mutter zu ihm empor, und mehr als einmal, in Zeiten der Not, ist er in mein Elternhaus gekommen, meistens in der Nacht, da er am Tage wieder in dem drei bis vier Stunden entfernten Hannover sein musste. Mir hat er, in meinem ersten Kindesalter, das Leben gerettet, und als er starb, ein Fünfziger kaum und allgemein, ich darf wohl sagen: beweint, hab ich ihm in der damaligen „Zeitung für Norddeutschland“ einen meiner frühesten poetischen Versuche gewidmet.

Meine hannoversche Großmutter ist nicht alt geworden, und bald nach ihrem Tode verkaufte der

Großvater sein Haus in Linden, übertrug sein Geschäft den beiden daheimgebliebenen Söhnen und zog in unser Städtchen, um in der Nähe seiner Lieblingstochter, meiner Mutter, zu sein, die ihn aber immer nur „Sie“ nannte.

Seine Wohnung im Hause der Rodenberger Großmutter bestand aus einem Stübchen und einem Kämmerchen, zu denen man auf einer jener rätselhaften Hintertreppen emporstieg, und an deren Fenstern man in den Graben hinuntersah. Man kann sich denken, welche neue Anziehungskraft diese bis dahin verödeten Gemächer für uns Kinder gewannen, zumal der Großvater eine höchst gesellige Natur war und auch im Alter sein fröhliches Temperament nicht verlor. Seine stets überheizte Stube bot uns Abwechslung jeder Art. Auf der Ofenplatte schmorten und zischten die Bratäpfel, die zu hören und zu riechen eine Wonne war, noch bevor wir sie verzehren durften. Ganz behaglich, in seinem Schlafrock und einer weißen Zipfelmütze, saß der sonst so ruhelose Mann vor seinen hebräischen Büchern und „lernte“, wie es im Jargon heißt; die lange Tabakspfeife im Munde, die silberne Schnupftabaksdose neben sich — dieselbe, die ich noch unter meinen Raritäten aufbewahre, mit einem Jäger und einem Hund auf dem Deckel. Ein „Gelehrter“, d.h. ein solcher, der rabbinische Studien gemacht hat,

war er nicht; er verstieg sich wohl auch niemals zu der eigentlich talmudischen Literatur, sondern hielt sich mehr in den Vorhöfen auf, in denen die Bibeltexte von einem Rankenwerk bald poetischer, bald spitzfindiger Kommentare eingerahmt sind. Deutsch Gedrucktes habe ich bei dem Großvater nie gesehen, außer etwa dem kleinen Blochschen Kalender, in dem neben der jüdischen Zeitrechnung auch die gemein übliche angegeben und namentlich die Märkte verzeichnet waren, die Viehmärkte noch ganz besonders, je nachdem, mit der Abbildung eines Ochseins oder eines Pferdchens verziert. Die Kunst, Knittelverse aus dem Stegreif zu machen, hatte der Großvater noch nicht vergessen, daneben unterhielt er uns mit allerlei, was ihm von früher her im Gedächtnis haftete — mit Geschichten aus seinen Kriegs- und Wanderjahren, oder er rezitierte halb singend Balladen, deren eine also anhub:

Bin ich gegangen in Wild und Wald,
Ist mir begegnet ein Reuter bald —

Etwas Schreckliches aber kam zuletzt: nämlich seine Violine — die alte Violine, die ihm einst, wie er sagte, das Leben gerettet, und mit der er hernach bei so mancher Hochzeit und anderen Vergnüglichkeiten aufgewartet hatte. Wenn er darauf zu spielen begann, tat mir das Herz im Leibe weh; ja, heute noch, wenn ich daran denke, durchrieselt's mich,

und ich möchte mir die Ohren zuhalten. Es war eine sehr unangenehme, geradezu schmerzhaft empfindung, deren Grund ich damals freilich nicht erkannte; sie steigerte sich aber allmählich in einem solchen Grade, dass ich viele Jahre lang eine wahre Furcht vor Violinensoli hatte, eine Idiosynkrasie, von der erst, in den späteren hannoverschen Tagen, Joachims Geigenspiel mich befreit hat. Und merkwürdig genug, dass mein erstes Begegnen mit dem jungen Meister, dem ich, im Frühling 1854 aus Berlin heimkehrend, Grüße von Herman Grimm gebracht und der mir nun den Besuch erwiderte, innerhalb der vier Wände desselben Großvaters stattfinden sollte.

Von seiner Überempfindlichkeit (Idiosynkrasie) gegenüber Violinensoli wurde J. Rodenberg erst durch Joseph Joachim (1831-1907) befreit. Joachim, im selben Jahr geboren wie J. Rodenberg, war ein österreichisch-ungarischer Violinist, Dirigent und Komponist. Er war das, was man gemeinhin als Wunderkind bezeichnet und u.a. von 1852 bis 1866 Königlich Konzertmeister in Hannover. 1869 berief ihn König Wilhelm I. von Preußen zum Gründungsrektor der Königlich Akademischen Hochschule für ausübende Tonkunst, der späteren Musikhochschule Berlin, die er sehr erfolgreich leitete. Für den Vierteljahresband 135 der Deutschen Rundschau, erschienen im Jahr 1908, schrieb J. Roden-

berg den Beitrag „Zur Erinnerung an Joseph Joachim“.

In Hannover erinnert noch heute die zwischen dem Hauptbahnhof und dem Thielenplatz verlaufende „Joachimstraße“ an den Ausnahmemusiker.

Herman Grimm (1828-1901) war der Sohn von Wilhelm Grimm, einer der Gebrüder Grimm („Grimms Märchen“) und gehörte als deutscher Kunsthistoriker und Publizist zu den bekanntesten Schriftstellern des 19. Jahrhunderts. In der von J. Rodenberg gegründeten Deutschen Rundschau war Herman Grimm mit 69 Beiträgen einer der fleißigen Autoren.

Denn sehr lange hielt er es in unserer kleinen Stadt nicht aus; schon nach einem oder anderthalb Jahren kehrte er wieder nach Linden zurück und wohnte nun in einem Hause, das damals das letzte war, mit dem unbegrenzten Blick auf freies Feld, wo jetzt wohl Straße sich an Straße reihen mag. Der Greis, der nunmehr das höchste biblische Alter nicht nur erreicht, sondern bereits überschritten hatte, marschierte jeden Tag noch mit seinem gelben Krückstock den ziemlich weiten Weg nach Hannover hinein und war gesund wie ein Fisch im Wasser. Was er an einem Samstagmittag, zur Ehre des Tages, an jenen Gerichten vertragen konnte, von denen Heine singt: „Ihr habt die beste Religion“, das ist gar nicht zu beschreiben. So streng gläubig, dass er an jedem Morgen im Winter noch vor Tag in den

Frühgottesdienst ging und zweimal in der Woche den halben Tag fastete, ward er doch, je mehr er sich dem Ende nahte, milder in seinen religiösen Anschauungen; ja, wie weit seine Toleranz ging, erfuhr ich an mir selber in jener Osterzeit, während der ich zum letzten Mal als Gast unter seinem Dache weilte. Wenn ich, mit seiner stillschweigenden Nachsicht, an einem Samstag in meinem Zimmer allerlei verbotene Dinge trieb, sagte er: „Das ist nicht das Gesetz, sondern nur der Zaun um das Gesetz.“; und er pflegte mir dann eine Anekdote vom Rabbi Hillel zu erzählen, den ein Ungläubiger einst gefragt: „Wenn du mich deine Religion lehren kannst, solange ich auf einem Bein stehe, will ich sie annehmen.“ Worauf der Rabbi: „Liebe Gott Deinen Herrn über alles und Deinen Nächsten wie dich selbst.“

Wenn dieser wahrhaft fromme Mann, nach einem beweglichen Jugendleben, vielleicht doch noch für einige kleinere Sünden zu büßen hatte, so geschah dies in überreichem Maße vermittels seiner Haushälterin, die ein ältliches Fräulein und ein Ausbund von Geziertheit war. Er konnte sie nicht ausstehen und sich dennoch nicht von ihr trennen. Mindestens in jedem Vierteljahre hat er ihr gekündigt und mehr als zwanzig Jahre mit ihr hausgehalten. Sie tyrannisierte ihn in jeder Weise, was seinem Groll gegen

sie nur immer neue Nahrung gab, und einmal hat er diese Xantippe wirklich fortgeschickt; aber sie kam bald wieder. Der alte Knabe hatte sich so sehr an den häuslichen Krieg gewöhnt, dass er ihn nicht mehr entbehren mochte; und ich glaube, dass schließlich „der Humor davon“ größer für ihn war als sein Ärger darüber. Und so verschied er, nach kurzem Krankenlager, ein hoher Achtziger, in den Armen meiner Mutter; betrauert von seinen Töchtern, Söhnen und zahlreichen Enkeln. Die einzig Frohe war wohl die böse Sieben, der er ein hübsches Sümchen als Legat vermacht hatte.

Schon einige Jahre vorher war in der Heimat meine Großmutter gestorben. Es war der heiße Sommer 1854, und ich stand damals in Marburg dicht vor dem Rigorosum. Die Großmutter war nur ein paar Tage bettlägerig gewesen; aber sie, die so friedlich gelebt, sollte nicht ohne Todeskampf scheiden. Sie schien eingeschlummert, erwachte jedoch noch einmal in der Nacht, murmelte etwas, was mein Vater, meine Mutter und eine meiner Schwestern, die an ihrem Bette standen, für meinen Namen hielten — denn sie hatte mich, als den erstgeborenen ihrer Enkel, immer besonders lieb gehabt. In derselben Nacht nun, ohne dass ich von ihrer Erkrankung etwas gewusst — denn man wollte mich in meinen Examensarbeiten nicht beunruhigen

—, hatte ich einen beängstigenden Traum: Es war eine drückend heiße Julinacht, und in jenem Zustande des Einschlafens, wenn das Bewusstsein aufhört und die Phantasie weiterarbeitet, sah ich plötzlich meine Großmutter vor mir; traurig, wie ich sie nie gesehen, beugte sie sich über mich, sprach meinen Namen aus und verschwand, worauf ich alsbald mit Tränen in den Augen erwachte. Tagelang konnte ich die Qual nicht loswerden, aber ich schrieb nichts davon nach Haus. Als ich einige Wochen später, nach absolviertem Examen, heimkehrte, kam mir die Schwester entgegen. Lange wagte ich nicht zu fragen; endlich sagte ich: „Die Großmutter?“ — „Sie ist tot“, erwiderte die Schwester; und nun, da mir das Datum und die Stunde des Traumes unvergessen im Gedächtnis waren, erfuhr ich, was sich in jener Nacht an ihrem Sterbelager zugetragen.

V. Das elterliche Haus

Mein Elternhaus war ein verhältnismäßig neues Gebäude, dessen Vervollkommnung, Erweiterung und Verschönerung namentlich meiner Mutter am Herzen lag, da sie nicht nur eine ausgezeichnete praktische Hausfrau war, sondern auch einen angeborenen und durch Selbstausbildung weiterentwickelten ästhetischen Sinn besaß. Ich habe das Haus nicht anders gekannt als mit einem Aufbau, der „Erker“ (oder wie wir sagten: „Erkner“) genannt. Aber die Mutter war es, die ihn hatte errichten lassen, als die Familie sich zu vergrößern anfangte und in dem mäßig großen, ursprünglich einstöckigen Gebäude, neben Kaufmannsläden und Vorratskammern, für den Nachwuchs kein Raum mehr blieb. Wir waren schon etwas herangewachsen, als einmal, zur Sommerzeit, aus einem kleinen Ort an der Weser Maler ins Haus kamen, der Meister, ein ernster Mann, mit

ein paar Gesellen und vielen Farbtöpfen. Wochenlang schwangen diese Künstler ihre Pinsel von Morgen bis Abend, tünchten die Wände, strichen die Fußböden, malten die Decken, und als sie ihr Werk vollbracht, leuchtete das Haus nach außen mit so freundlichem Gelb und war innen so hell und frisch, dass mir heute noch ist, wenn ich daran denke, als ob immer Sonnenschein in ihm gewesen wäre. Die letzte Bautätigkeit meiner Mutter fällt in eine spätere Zeit, als sie aus einem unbenutzten niedrigen Bodenglass ein paar Fremdenzimmer schuf, die sie mit allem ihr zu Gebote stehenden Komfort, bequemen Möbeln, geräumigen Waschtischen, dunklen Gardinen und Teppichen ausstattete. Denn mein Elternhaus war ein sehr gastliches, und oft kam Besuch, namentlich aus Hannover. Da diese Zimmer nach dem Hofe hinaus lagen, dessen regelmäßige Bewohner des Morgens frühe Stunden hielten, so wurden sie, um den Schlaf der Gäste nicht zu stören, für die Nacht umquartiert. Der Hund, der „Isternich“ hieß (seine Nachfolger, ohne Unterschied, hießen „Wasser“), ward in den Garten gebracht und dort an ein entfernt stehendes Häuschen angebunden. Die Hühner, Enten und Gänse jedoch wurden in den Kuhstall gesperrt, aus dem sie, wenn sie wieder freigelassen waren, schnatternd, gackernd und

krähend hervorbrachen. Denn neben ihrer Sorge für Haus und Kinder war meine Mutter auch darauf bedacht, so viel wie möglich für den eigenen Bedarf in Hof und Garten zu ziehen. Sie ließ Butter und Käse im Hause machen; überall, in der großen Scheune neben dem Hause und dem dunkleren Gange zwischen diesem und dem Garten, hingen und standen die Wirtschaftsgeräte, Schaufeln, Hacken und Harken, im Waschhaus die Fässer, im Keller die Vorräte, über dem stets sauber gehaltenen Kuhstall die Häckselmaschine, und daneben lagerte hoch das duftige Heu, in dem wir Kinder uns gern herumwälzten.

Der Berater meiner Mutter in allen wirtschaftlichen Dingen war Nelse. Er wohnte „im Dorf“, das Grove heißt und nur durch eine Brücke von unserem Städtchen getrennt, im Übrigen aber diesem angegliedert ist, und kam an jedem Morgen in unser Haus, um zu verrichten, was es zu tun gab. Denn er verstand eigentlich alles und, wie wohl von Beruf nur Tagelöhner, war er im Nebenamt eigentlich auch schon alles gewesen, zuletzt, vor dem Zollanschluss, Schmuggler, und vor der Eisenbahn Botengänger. In dieser letzteren Eigenschaft war er uns Kindern lieb und wert geworden: An jedem Sonnabendabend kam er, reich beladen, von Hannover zurück, manchmal mit Esswaren, manchmal mit

Toilettengegenständen und immer mit Büchern, die er in der Nordmayerschen Leihbibliothek umgetauscht hatte und deren größter Reiz für uns Kinder darin bestand, dass sie uns verboten waren. Dieser Nelse kannte jeden Weg und Steg im Gebirge; er wusste Bescheid in allen Dörfern, und was es auch zu beschaffen galt, Walderdbeeren im Sommer und Wasserkresse im Winter — er war der Mann. Seine Sprache, mit seinesgleichen sowohl wie mit meiner Mutter, war Plattdeutsch; mit uns Kindern jedoch befließigte er sich eines Hochdeutsch, das denn freilich stark gemischt war. Er war ein schlauer Patron, der seinen Vorteil niemals aus den Augen verlor; aber meine Mutter konnte ihn nicht entbehren, und wir alle hatten ihn gern.

J. Rodenbergs Elternhaus wurde zu seinen Lebzeiten mehrmals umgebaut. Zur oben angesprochenen Aufstockung schreibt Spiro [4]: „Das Anwachsen der Familie erforderte eine Vergrößerung des Elternhauses. Dem einstöckigen Bau, der neben der Wohnung den Kaufmannsladen und die Vorratskammern umfasste, ward ein Aufbau — der sogenannte Erker — aufgesetzt, und dieser wurde nun zum eigentlichen Reich der Kinder, zumal weil er ein Seitenfenster mit Einbuchtung und einen vollen Blick auf den Rodenberg bot.“ Zur Zeit eines späteren Besuchs J. Rodenbergs (siehe Kap. XXIII) war der Erker wieder

entfernt.

Zur großen Familie gehörten neben J. Rodenberg die Geschwister: Bertha, verheiratete Markheim (1833-1919), seine Zwillingsschwestern Emma und Pauline, verheiratete Israel († 1907), Bruder Karl und Bruder Gustav. Über die Geschwisterfolge machen die verschiedenen Quellen unterschiedliche Angaben.

Bei „Nelse“ handelt es sich wahrscheinlich um den im Grover Kirchenbuch verzeichneten Johann Christian Nehlsen, Arbeitsmann und Flurhüter (1804-1880), wohnhaft in Grove Nr. 37, dem heutigen Haus Bassenbrink Nr. 38. Die Schreibweise des Namens variiert je nach Quelle zwischen Nelsen, Nelse und Nehlsen.

Die jahrelange Weigerung des Kurfürsten Wilhelm II., dem zwischen Preußen und der Landgrafschaft Hessen-Darmstadt bestehendem Zollverein beizutreten, führte zu Schmuggel und Schwarzmarkt zwischen den Kleinstaaten. Erst angesichts von Hungersnöten und Aufständen an den Landesgrenzen trat Hessen-Kassel 1831 dem Zollverein bei – das Ende für „Nelses“ Schmugglertätigkeit.

Bücher waren bis hinein in das 20. Jahrhundert selbst für den Mittelstand unerschwinglich. Um auch der breiten Masse den Zugang zur Literatur zu ermöglichen, entstanden während der Aufklärung die ersten Leihbibliotheken.

Wo man das Walten meiner Mutter am besten be-

obachten konnte, das war in unserem Garten, der nur durch den des Nachbarn Kupferschmied vom Garten der Großmutter getrennt war. Da nebenan auch ein Garten und jenseits große Wiesen waren, die zur Konduktion gehörten, so befand man sich hier völlig im Grünen, über dessen dichten Massen man in mäßiger Ferne den heimatlichen Berg sah. Von all den umgebenden Gärten war der unsrige gewiss der schönste, der sorglichst gepflegte. Sobald im März der Schnee geschmolzen war, begann die Arbeit darin, die Krokusse öffneten sich, und Primeln und Aurikeln sprossen aus der dunklen Erdkruste. Wie lieb ich sie, die „liebliche Blume“, die mir heute noch, in jedem Frühling, die Empfindungen der Kindheit wachruft! Und jeder Tag brachte neue Blumen, bis, schöner als alles, die Bäume zu blühen anfangen, und nun der ganze Garten in Silber und Rosa schimmerte. Dann, voll unbeschreiblicher Herrlichkeit kam der Mai und mit ihm der Geburtstag meiner Mutter. Wir feierten ihn in der Fliederlaube, die meine Mutter selbst gepflanzt hatte. Der Tau lag auf den Blättern, die lila Blütenglocken, in reicher Fülle herabhängend, dufteten, und von oben schien der blaue Frühlingshimmel herein. Auf dem festlich gedeckten Gartentisch standen Kaffeegeschirr und Kuchen, und endlich erschien sie, die geliebte

Mutter, ganz in Weiß gekleidet, und wir in unseren Kinderröckchen, mit den kleinen auswendig gelernten Wünschen jubelnd um sie herum. Der Mai schien uns die Krone des Jahres, wir hätten jeden Tag festhalten mögen, und wenn der letzte gekommen, klang es traurig in unseren Herzen: „Kinder, singt sein Sterbelied, denn der Mai ist hin.“ Aber der Garten fuhr fort, immer Neues zu bringen, was uns tröstete. Hier war jedes Fleckchen benutzt und auf irgendeine Weise jedes anmutig gestaltet. Die Wände der Scheune, die nach dem Garten hinausgingen, waren ganz mit Spalierobst umzogen, und ein alter Holunderbaum bestreute den Boden umher im Frühjahr mit seinen kleinen weißen Blüten, im Herbst mit seinen süßlichen schwarzen Beeren. Die Rabatten waren mit Buchsbaum eingefasst, die bei der Hitze des Mittags einen stark herben Geruch ausströmten. In der Mitte des Gartens war ein Rundell, dicht besetzt mit Tulpen in allen Farben; und dann kamen der Jasmin und die Rosen, die Levkoiien und Reseden — die Lieblinge meiner Mutter. Wenn ich an sie denke, ist mir, als ob mich ein leiser Resedaduft anwehe. Meine Mutter hatte eine glückliche Hand für die Blumen. Sie liebte die Blumen, und die Blumen liebten sie, und bis auf den letzten Tag ist sie von Blumen umgeben gewesen.

Was man das profane Gemüse nennen kann, war aus unserem Garten verbannt; aber Erdbeeren und Himbeeren wuchsen darin, und auch ein Spargelbeet gab es, das der besonderen Obhut meines Vaters unterstand. Ich kann nicht sagen, dass er ein passionierter Naturfreund war wie meine Mutter. Aber wenn die Spargelzeit nahte, konnte man ihn an jedem Morgen vor diesem Beete sehen, und sobald nur die bräunlichen Spitzen aus der Erde guckten, war er in der ersten Frühe schon bei der Hand, und welches Gaudium dann, wenn er mit einem Bündel frisch gestochenen Spargel in die Küche trat! Auch für uns Kinder war gesorgt; nicht nur hatten wir, jeder von uns, sein Stückchen Land, das wir unter der Aufsicht der Mutter kultivierten: wie mancherlei gab es außerdem noch, was uns anzog. Da war namentlich am Ende des Gartens ein schattiger Gang, neben dem, von Weiden umbuscht, ein Bächlein über blanken Steinen und sich immer bewegenden Schlinggewächsen daherrieselte. Darüber neigte sich eine hohe Birke, deren feines Laubgefieder ebenfalls beständig in zitternder Bewegung schien, und gleich hinter ihr führte ein Holzbrückchen über den gefürchteten Graben, der hier, wo er in den Bach mündete, mit breiten Blattpflanzen bedeckt war, und jenseits lag das verbotene Land. Es war dies ein gelind ansteigendes Rasenplateau, die

Insel genannt, an deren Rande still, tief und selbst im Sommer eisig kalt, die Aue vorüber floss. Dieses Gebiet, zwischen Graben, Bach und Aue, durften wir, als wir noch kleine Kinder waren, gar nicht betreten, wohl wegen der Nähe des Wassers, und auch später sah es die Mutter nur ungern, weil ihr die Wiese als Bleichplatz diente und zweimal des Jahres da selbst Heu gemacht ward. Doch eben darum hatte „die Insel“ (die es übrigens nicht war, denn auf einer Seite hing sie mit Land zusammen) etwas für uns, das an das Märchen erinnerte „Von einem der auszog, das Fürchten zu lernen“. Bis dicht an die Höhe der Ufer reichte die Aue, und gegenüber war eine Gerberei, in der ein Gesell mit gelbem Haar, gelben Augenbrauen, gelbem Bart und, wenn er am Schabebock stand, mit Haufen gelber Lohe, mit Tierhäuten und dem penetranten Geruch frischen Leders um sich her, uns schrecklich war, als ob er der den Kindern gefährliche böse Mann sei. Doch die Versuchung war zu groß, wenn im Frühling die goldenen Butterblumen, aus denen wir Ketten und Ringe flochten, im Grase schimmerten oder im Sommer, wenn die taubesprenkelten Birnen vom Nachbargrundstück herübergeworfen waren. Wir schlichen dann, klopfenden Herzens, an dem halb verfallenen Wächterhäuschen vorbei, in dem Nelse

mit dem Hunde die Nächte kampierte, wenn Wäsche auf der Bleiche lag. Später aber, als wir schon erwachsener und der Bann der „Insel“ gebrochen war, benutzten wir eine Abwesenheit unserer Mutter, um — ihr zu Ehren — dieses selbe Hüttchen in einen idyllischen Ruhesitz zu verwandeln. Mit Hilfe eines Jünglings aus der Hinterstraße, der in allen Künsten erprobt, sonst ein genialer Taugenichts war, machten wir uns ans Werk, säuberten den Boden von Stroh, tapezierten die Wände mit allerlei Resten, die wir in einer unverschlossenen Bodenkammer gefunden; und als wir dann, nach ihrer Heimkehr, unsere Mutter über das Brückchen führten, leuchteten ihr an der Giebelseite, auf rotem Untergrund und von einem grünen Kranz umgeben, die Worte entgegen: „Amalien-Ruhe“. Der Regen hat die Inschrift bald wieder fortgewischt, die Tapeten haben ebenfalls nicht lange gehalten; nur ein Birkenbänkchen, das meine Mutter hier anbringen ließ und auf dem ich in späteren Jahren, wenn ich aus der Fremde heimkehrte, oft mit ihr gesessen, bezeichnete diesen Platz, bis wir alle die Heimat verließen.

Bis 1642 befand sich auf dem beschriebenen Gartengelände der durch einen Brand vernichtete städtische Schäferhof. Auf diesen Grundstücken, nördlich in der oberen Vorderstraße gelegen, sollte ursprüng-

lich der Schäferhof neu aufgebaut werden. Das Vorhaben wurde aber im Jahr 1720 seitens der Stadt aufgegeben, woraufhin das Grundstück auf die angrenzenden Anlieger aufgeteilt und von den Besitzern der Vorderstraße Nr. 46 (Kupferschmied Friedrich Wilhelm Schlichting), Nr. 47 (Geburtshaus J. Rodenberg), Nr. 49 und Nr. 51 erworben und jeweils als Hausgarten genutzt wurde.

Der von J. Rodenberg beschriebene „schattige Gang“, auch als „Allee“ bezeichnet, ist im Zusammenhang mit diesem Grunderwerb entstanden. Der Gang umging im Norden das benachbarte Grundstück des Kupferschmieds und verband das eigene Gartengrundstück mit dem der Großeltern.

Die erwähnte „Insel“ meint das Gelände, welches von Mühlenau, Stadtgraben und dem Abfluss des Stadtgrabens in die Mühlenau begrenzt war.

In der von seinem Verleger E. Paetel herausgegebenen Festschrift [5] schreibt seine Schwester Pauline in einem Beitrag: „So führe ich Dich denn zurück in das Paradies der Kindheit, in den ewigen Frühling, dessen Hauch uns heute noch umweht, wenn wir seiner gedenken. Kennst Du sie noch, die Kinderstube, in der Du mit fünf Geschwistern aufwuchsest? Es waren nicht nur die vier Wände des großen Raumes, nein, das ganze weite Haus mit seinen Gängen, Treppen und Treppchen, Vorplätzen und Bodenkammern gehörte dazu. Alles war unser, war der Tummelplatz unserer Spiele. Dazu der große Garten mit seinen schattigen Lauben, Blumen- und Spargelbeeten – die

eigenste Domäne unseres guten Vaters –, dem Rondell voll bunter Tulpen unter dem hochragenden (Flieder-) Syringenbaum, mit dem sich das Bild unserer schönen, jungen Mutter unvergeßlich verknüpft. Dann die lange Zwetschenallee mit ihren süßen Früchten, die am Bache entlang zu der großen Wiese, Insel genannt, führte, an der sich die „Aue“ auftat, für uns das große Meer, auf deren zahmen Fluten unsere Phantasie die Fahrt in die weite Welt antrat.“

Gegenüber dem Gasthaus Stockholm stand das Pomysche Haus (damals: Vor dem Thore 5, heute: Allee Nr. 3), in dem bis Ende des 19. Jahrhunderts von Ludwig Pomy eine Lohgerberei betrieben wurde. Das Pomysche Grundstück auf der anderen Aueseite grenzte an die „Insel“.

VI. Vater und Mutter

An Temperament, Raschheit des Entschlusses und Energie des Ausführens, an allen den Eigenschaften, die den Charakter eines Menschen über das mittlere Maß erheben, war meine Mutter meinem Vater überlegen. Sie war die stärkere Natur, die herrschende Kraft: Sie regierte das Haus, wo die Zügel den schwächeren Händen zu entgleiten drohten. Ihrem scharfen Blick entging auch das Geringsste nicht. Streng gegen sich, verlangte sie viel auch von den anderen; aber wie dankbar war sie, wie sehr erzog sie uns zur Dankbarkeit, zur Pietät, zur Ehrfurcht! Rücksichtslos konnte sie nur werden, wo es um die Wahrheit ging, und nichts bestrafte sie bei ihren Kindern so unerbittlich wie die Lüge. Im Verkehr mit den Menschen war sie von einer Liebenswürdigkeit, der nicht leicht jemand widerstand: Je-

dem wusste sie etwas zu sagen, was ihm Freude machte, ihr warmer Anteil an fremden Geschicken erwarb ihr viel treue Freundschaft, wie sie selber stets der Armen und Hilfsbedürftigen beste Freundin war. Von meinem Vater ward sie sehr geliebt; mit einer Art von Stolz, ja mit Respekt sah er zu ihr empor, und in allen wichtigen Entscheidungen sich ihr unterzuordnen, erschien ihm das Natürliche. Sie wiederum, wo ihr in den Büchern und namentlich den Zeitungen etwas unverständlich blieb, wandte sich unbefangen an ihn um Belehrung. Denn wenn meine Mutter, ihrer Erziehung nach, darauf angewiesen war, sich selbst weiterzubilden, so war mein Vater ein wohl unterrichteter Mann, der von der Schule her sogar noch etwas Latein wusste und mich manchmal, um meine Fortschritte zu prüfen, im *Cornelius Nepos* lesen ließ. Seine Liebhaberei jedoch waren Politik und Geschichte, und da man Zeitungen in den vormärzlichen Jahren auch nicht annähernd in dem heutigen Umfang kannte, blieb ihm hinlänglich Muße für die historischen Werke, von denen er wiederum *Rottecks Weltgeschichte* am höchsten schätzte. Dichterwerke, wie meine Mutter sie liebte, habe ich kaum jemals in seiner Hand gesehen; aber er schaffte sie doch an, sodass unsere kleine Bibliothek die Klassiker nicht nur, sondern auch manches enthielt, was die neuere Literatur her-

vorgebracht. In den vierziger Jahren, vor 48, kamen dann die verbotenen Bücher hinzu, deren es eine ganze Zahl gab, und seit jenem Jahr die Flugblätter und Journale, die Romane von unserem Landsmann Heinrich König und von Karl Gutzkow, die Reisenovellen von Laube: kurz alles, was einen geschichtlichen oder politischen Hintergrund hatte. Da seine vornehmste Eigenschaft die Bescheidenheit war, so hat er sich niemals weder mit seinem Wissen noch mit seiner Person recht zur Geltung gebracht. Dennoch geschah es in jenen Tagen der Bewegung, dass man ihn zu den öffentlichen Ämtern heranzog; er gehörte der Gemeindeverwaltung unserer Stadt an, er war Geschworener und ward in den Bezirksrat gewählt, eine Behörde, die der Märzrevolution ihr Entstehen verdankt und sie, wie ich glaube, nicht lange überlebt hat. Gegen uns Kinder war er von einer grenzenlosen Güte; niemals aus eigenem Antrieb hat er uns gestraft, aber niemals auch angehört oder gar uns recht gegeben, wenn wir zu ihm gelaufen kamen, um die Mutter zu verklagen. Als Geschäftsmann war er seiner Redlichkeit wegen allgemein geschätzt; aber er hatte darin kein sonderliches Glück. Neben seiner Handlung betrieb er, eine Zeitlang wenigstens, auch eine Lotteriekollekte. Einmal in der Nacht wurden wir durch eine Stafette aus Kassel geweckt: Er hatte das

große Los gewonnen! Licht wurde gemacht, das ganze Haus alarmiert, in einem großen Buche nachgesehen. Da fand es sich, dass mein Vater am Tage vorher das identische Los als unabsetzbar nach Kassel zurückgeschickt hatte! Und so ging es ihm immer. Wenngleich mein Vater von dem seinen ein, für jene Zeit, nicht unbeträchtliches Vermögen geerbt und wir auch stets in wohlgeordneten Verhältnissen gelebt hatten, verminderten sich doch die Einnahmen, das Geschäft ging zurück und ward endlich ganz aufgegeben. Das Talent, reich zu werden, hat mein Vater nicht besessen; aber er besaß ein zufriedenes Gemüt, das im Kleinen sein Genügen fand, verlangte für sich wenig, war mit dem Wenigen sehr glücklich, und nur zuweilen, wenn er ärgerlich ward — was seiner Natur gar nicht anstand —, von einer unfreiwilligen und darum unwiderstehlichen Komik. Einmal, als wir in Rinteln waren und der Wagen, der uns heimführen sollte, schon ziemlich lange vor der Türe gewartet hatte, während meine Schwester Berta sich noch immer nicht von ihren Freundinnen trennen konnte, ward mein Vater vom Zorn übermannt und befahl dem Kutscher, auf der Stelle fortzufahren; und als meine Schwester dem Zürnenden bemerkte, dass ja seine Sachen alle noch oben seien, gab er zur Antwort: „Ach, was gehen mich meine Sachen an!“

— Ein Wort, das in unserer Familie zum „geflügelten“ ward und von uns, in guten und bösen Tagen, gar manchmal zitiert worden ist. Wenn wir dann, auch nach seinem Tode noch, lächeln mussten, so war das wohl der schönste Tribut, einem Dasein dargebracht, das selbstlos gelebt und schmerzlos beendet ward.

Über J. Rodenbergs Mutter, Amalie Levy, geb. Coppel (1809-1893), schreibt Spiro [4]: „Sie stammte aus der angesehenen hannöverschen Familie Coppel. Sie war dem Vater geistig und wohl auch gesellschaftlich überlegen, vom lebendigen Gefühl für Dichtung und Musik, insbesondere eine treue Leserin der Werke Goethes, dabei eine fromme, aber nicht eifernde Jüdin. Ihre ungewöhnliche Schönheit zeigte fast jedes ihrer Bilder. (...)

Amalie Levy war auch eine gute Erzieherin. Sie ließ den sechs Kindern des Hauses alle Freiheiten im Garten, Wald und Feld, nötigte aber zugleich zu treuer Pflichterfüllung in Haus und Lehre.

Man lebte in bescheidenem Wohlstand, der vielleicht für die geringen Bedürfnisse jener einfachen Jahre in dem kleinen Ort zu Zeiten Wohlstand genannt werden konnte; aber häufig genug stellten sich auch Sorgen ein, denn der Vater Simon Gumbert Levy, geb. 1808, verst. 1872, war kein hervorragend geschickter Kaufmann und seinem Wesen und Schicksal nach ein Pechvogel.“

J. Rodenberg lässt in seiner Erzählung keinen Zwei-

fel darüber aufkommen, wer im Hause Levy das Regiment führte – es war die Mutter. Der sanftmütige Vater hingegen schien sich gerne in seine Rolle als gute Seele des Hauses zu fügen. Für damalige Verhältnisse zwar hinlänglich gebildet, entsteht beim Leser das Bild eines gutmütigen Pechvogels, nicht zuletzt wegen der Sache mit dem Lotterielos.

Über beide Elternteile schreibt J. Rodenberg mit Hochachtung als bescheidene und gütige Menschen, die ihre Kinder liebten und ihnen, ohne Druck auszuüben, eine gute Bildung ermöglichten.

VII. Der erste Hauslehrer

Meinen ersten Unterricht empfing ich von einer alten Dame, die unserem Hause gegenüber eine Privatschule für kleine Mädchen und Knaben hielt. Sie hieß Fräulein Schröder und hatte, wie ich mir jetzt vorstelle, etwas von den feinen Miniaturen des 18. Jahrhunderts, sowohl in ihren zarten Gesichtszügen wie in ihrer altmodischen Tracht. Meiner Mutter war sie die Repräsentantin einer vornehmeren Bildung, und ich glaube, dass in diesen ihren jungen Jahren der Umgang mit Fräulein Schröder bestimmend auf sie eingewirkt hat. Täglich kam sie zu uns, von meiner Mutter immer im besten Zimmer unseres Hauses empfangen, und ich erinnere mich, dass sie dabei war, als ich, nach einer langwierigen Kinderkrankheit wieder aufstanden, meinen ersten Gehversuch machte, und dass sie mich in ihren

Armen auffing, als ich, durch das Zimmer wackelnd, das Ziel glücklich erreicht hatte. Oft hat meine Mutter mir von dieser bangen Zeit erzählt, nach der sie mich gleichsam wie zum zweiten Mal ihr geschenkt betrachtete; und manche Nacht taucht mir auf, in der ich sie wachend und betend an meinem Bettchen sah. Nach meiner Genesung nahm sie mich zu den Großeltern in Hannover mit und dort ging sie mit mir zu einer großen Parade auf dem Waterlooplatz. Noch steht alles lebendig vor mir: die — für meinen Verstand — unabsehbar weite Sandfläche, die hohe Säule mit der Victoria, die schimmernden Regimenter in scharlachroten Röcken und Bärenmützen. Plötzlich entlief ich meiner Mutter und einem Obersten oder General — wie ich es zu Hause bei meinem Vater manchmal tat — zwischen den ausgespreizten Beinen durch. Der Offizier sah sich den mutwilligen Knaben, dem die hellbraunen Locken bis auf den Nacken herabhangen, freundlich an, hob ihn hoch in die Luft und setzte ihn dann bedächtig wieder zu Boden. Als der Knabe, damit nicht zufrieden, sagte, sein Vater setze ihn immer auch noch auf die Schulter, erwiderte der Offizier, indem er ihm gutmütig über die Haare strich: „Mein Junge, aus dir kann noch etwas werden!“ — Eine Prophezeiung, die man nehmen mag, wie man will,

die das Mutterherz aber mit großen Hoffnungen erfüllte.

Da wir, in nicht allzu weiten Abständen, unserer Sechs im Hause waren, so bedurften wir eigentlich keiner anderen Spielkameraden, zumal die Eltern uns gern gewähren ließen. Wir verkleideten uns und trugen unseren jüngeren Bruder Karl in Prozession die Treppen auf und ab, wir hatten Baukästen, Tuschkästen und sogar eine kleine Druckerei. Jedes Mal, wenn der Vater von der Braunschweiger Messe kam, brachte er uns neue Spielsachen mit; und welcher Jubel, wenn die mit Blumen und anderem Zierrat bunt bemalten Koffer anlangten und das ganze Haus nach Honigkuchen roch! Dann, in den nach dem Hof zu gelegenen Räumen unseres Hauses, in der Kinderstube, die neben der Küche lag, bauten wir Buden und spielten Markt oder Messe. Wir lebten ganz in unserer eigenen kleinen Welt und hatten nur wenige Begegnungen außerhalb derselben. Aber immer wenn es Frühling ward, trieb es mich hinaus, und dann vor der Türe unseres Hauses, spielte ich mit anderen Knaben „Knicker“, ging mit ihnen auf Stelzen und lernte von ihnen, aus jungen Weidenzweigen „Knallbüchsen“ und aus Schilfrohr Flöten machen. Noch ein anderes Bild ist mir in der Seele haften geblieben. Auf der Straße, vor unserem Hause, sind Balken übereinander geschichtet, und

auf einem derselben sitz ich, ein Knabe von acht oder neun Jahren, und neben mir sitzt ein kleines Mädchen, ungefähr gleichaltrig. Ein warmes, rötliches Licht fließt um uns her, und ich weiß nicht, welch ein unbekanntes Wohlbehagen mich ergreift, indem das zierliche Geschöpf sich an mich drängt, sodass ich die Berührung ihres nackten Ärmchens spüre. Wovon mögen wir gesprochen, woran gedacht haben? Sie war die Tochter eines Handwerkers, dessen Haus etwas entlegen auf der anderen Seite des Grabens stand; sie ist mir auch bald wieder entschwunden. Aber deutlich, in der beginnenden Dämmerung des Sommerabends, erblicke ich immer noch die beiden Kindergestalten.

Seit meinem zehnten Jahre hatten wir Hauslehrer. Aber wenn meine Mutter diesen alles anvertraute, was sich auf den Unterricht bezog, so wachte sie doch, nach wie vor, über unserer Erziehung. Wie in allen geistigen Dingen hatte sie sich auch hierin selbst herangebildet, mit keinem anderen Beistand als dem der ihr zugänglichen und verständlichen pädagogischen Schriften, die damals besonders anerkannt waren. Aus ihnen holte sie sich Rat, so lange sie noch niemanden hatte, mit dem sie über diese Fragen sprechen konnte; immer aber blieb ihr die Erziehung ihrer Kinder die erste und die heiligste

Pflicht, die sie später wohl teilen, niemals aber ganz aus der Hand geben wollte.

Unser erster Lehrer war ein gewissenhafter, etwas pedantischer Pädagoge, der sich in der Schule von Diesterweg gebildet hatte und streng an dessen Grundsätzen hielt. Ganz vom Ernst seines Berufes erfüllt, verstand er es dennoch, unsere Liebe zu gewinnen. Er suchte das Kindliche in uns zu pflegen und unseren Sinn für die Natur zu wecken; immer aber war die Absicht auf das Nützliche gerichtet, und den Zwecken der Belehrung musste sich alles unterordnen. Ein Stundenplan war an die Wand des Schulzimmers angeheftet, und sogar der Mittagsspaziergang, den wir, Winter und Sommer, zwischen elf und zwölf meist in Begleitung unserer Mutter machen mussten, war darauf verzeichnet. Wir fanden ihn ebenso langweilig wie Campes Reisebeschreibungen, die wir zur Erholung lesen sollten. Viel unterhaltsamer war es, wenn wir mit unserem Herrn Lehrer einmal an einem freien Nachmittage nach Apelern gingen, einem Dorfe, das sehr anmutig gelegen, kaum ein halbes Stündchen von unserem Orte entfernt ist. Eine Woche vorher schon freuten wir uns darauf, denn dort, in einer Bäckerwirtschaft kehrten wir ein, wo Kaffee und „Flottkrenzel“, ein zartes Gebäck, das in der ganzen Gegend berühmt war, unser warteten. Ein sauberes

helles Stübchen empfing uns, und jedes Mal, wenn wir eintraten, fiel unser erster Blick auf zwei Bilder — kolorierte Stiche —, die der Tür gegenüber an der Wand hingen. Das eine, links, stellte ein Fräulein dar, in aufgestecktem rosa Reifrock und Puffärmeln, das Haar aufgekämmt und gepudert, in der Hand einen Fächer; darunter stand: Lotte. Das andere Bild, rechts, war das eines jungen Mannes, in blauem Frack mit gelben Kniehosen, der auf dem Kopf einen Federhut und in der gesenkten Hand eine Pistole hatte; darunter: Werther. Traurig, mit schwermütigem Lächeln, sahen diese beiden auf uns Kinder herab, wenn wir um den Tisch saßen und Kaffee tranken. „Es waren rührende Bilder“, schrieb ich in mein Tagebuch, als ich, lange nachher, in einer Dezembarnacht des Jahres 1848 „Werthers Leiden“ zum ersten Male gelesen. „Ich wusste nicht, warum sie da hingen und was sie bedeuteten. Nun aber bin ich wie in einer bekannten Welt, sehe alles wieder wie damals, das Stübchen, die Bilder und hinter dem Fenster die Mauer, über der, auf sanft ansteigendem Hügel, die Dorfkirche steht, mitten unter den Kreuzen und Kränzen des Dorfkirchhofs.“

Diese Nachwirkung war von meinem guten Lehrer wohl nicht beabsichtigt; aber etwas anderes verdank ich ihm: Wie schön die Welt sei, hat er mir ge-

zeigt, an einem Pfingstmorgen, als wir durch das noch schlummernde Städtchen gingen und den Berg hinan, von dem ich, zum ersten Mal in meinem Leben, den Sonnenaufgang sehen sollte. Wundersam schon in der Morgenstille wirkte der Anblick der verschlossenen Häuser und der Straße, auf der noch kein Mensch sich regte; mehr noch ergriff mich das Ahnungsvolle des Momentes, als das Grau der Tagesfrühe sich in Purpur zu wandeln begann und nun, ehe sie, die Sonne, selber kam, ihre Herrlichkeit schon voranging. Einen Augenblick ward es empfindlich kühl, ein leiser Schauer rieselte durch die Graswellen, und das Heidekraut, in dem wir standen, wurde feucht; dann aber, dann . . . Großartigere Schauspiele der Natur habe ich nachmals gesehen, auf den Inseln und in den Meeren des Südens, wenn die malerischen Gestade, die Zinnen und Kuppeln hoch am Felsen übereinander getürmter Häusermassen plötzlich zu glühen anfangen — so tief mir eingepägt aber hat sich keines wieder wie dieses, da das leuchtende Gestirn, einer Goldkugel gleich, über den bläulichen Höhenzügen des Deisters heraufkam und mit seinen ersten Strahlen die roten Dächer meines Heimatstädtchens färbte. Der Berg selber, der mir bald so vertraut werden sollte, die Landschaft hatten mir noch nichts zu sagen; mein Auge war geblendet von dem überirdi-

schen Glanze des Lichtes, in dem mir alles zu zerfließen schien. Aber der pädagogische Nebenzweck kam gleich hinterdrein: Schon am anderen Tage musst' ich beschreiben, was ich am Morgen zuvor gesehen! Und also verbindet sich mir mit dem ersten starken Eindruck der Natur auch der erste Versuch, sie zu schildern.

„Sicher im Dämmerchein wandelt die Kindheit dahin“, sagt Schiller; ja, das erste Kindesalter gleicht einem Dämmerzustand, in dem das Heute sich nicht vom Gestern und nicht vom Morgen abscheidet; und es gibt Menschen genug, deren ganzes Leben nicht viel anders beschaffen ist. Aber das begabte, das temperamentvolle Kind beginnt schon, bevor es seiner selbst bewusst wird, mit scharfen Sinnen in die umgebenden Dinge zu blicken, deren Zusammenhang es wohl nicht kennt, deren äußere Merkmale jedoch sich auf das noch weiße Blatt seiner Seele so fest eingraben, dass keine nachfolgende Zeit sie zu verwischen imstande ist. Die Zahl der Überraschungen wird stets geringer, je weiter wir im Leben fortschreiten und aus Erfahrung wissen, dass „alles schon dagewesen“. Für das Kind dagegen fängt die Welt erst an, wenn es die Augen öffnet; es erlebt gleichsam noch einmal die Wunder der Schöpfungsgeschichte, diese größten aller Wunder, die für uns nur aufgehört haben, solche zu sein,

weil sie zu beständig sich wiederholenden Alltäglichkeiten geworden. Für das Kind scheidet der liebe Gott noch immer an jedem neuen Tage das Licht von der Finsternis; ihm wölbt er an jedem sonnigen Morgen den Himmel über der Erde, führt es in die Wiesen, wo die schönen Blumen blühen, und auf die Felder, wo die frommen Tiere weiden, lehrt es, dem Murmeln der Quellen, den Stimmen der Vögel lauschen, und lässt, wenn wir es aus der Ferne betrachten, auf diesem Kindheitsparadiese das Frühlicht jenes Sabbats glänzen, an dem Er, der Herr, sein Werk betrachtete und fand, dass es gut sei.

Über mehr als ein Jahrtausend waren Juden auf bestimmte Tätigkeiten reduziert. Weil ihnen Grunderwerb versagt blieb, wurden sie aus der Landwirtschaft gedrängt. Strenge Zunftordnungen hinderten sie daran, ein Handwerk auszuüben. So blieben für sie nur Tätigkeiten ohne Handarbeit, die in der Konsequenz mehr oder weniger „Köpfchen“ erforderten. Selbst finanzschwache jüdische Familien legten deshalb größten Wert auf beste Bildung für ihre Kinder. Die im 19. Jahrhundert christlich geprägten Schulen drängten die Juden zum Aufbau eines eigenen Schulsystems. 1835 wurden in Übereinstimmung mit der niederhessischen Regierung alle Synagogengemeinden verpflichtet, eine jüdische Grundschule einzurichten. Doch die meisten Gemeinden konnten

es sich finanziell nicht leisten, von heute auf morgen eine Schule aus dem Boden zu stampfen, und so stand in Rodenberg für einige Jahre die einzige Grundschule für jüdische Kinder in ganz Schaumburg.

Rotraud Ries schreibt [6]: „Wohlhabende Familien wie die Simon Gumpert Levys leisteten sich aber trotz der Existenz der Gemeindeschule einen Privatlehrer, d.h. eine Pflicht, die jüdische Grundschule zu besuchen, scheint es nicht gegeben zu haben.“

Je nach finanziellen Möglichkeiten reichte es beim Privat-/Hauslehrer vom Studenten als besseren „Babysitter“ bis hin zum promovierten und universalen Hauslehrer. Für viele Akademiker bot eine Stelle als Hauslehrer oft den einzigen Ausweg, um der Arbeitslosigkeit zu entgehen. Berühmte Hauslehrer waren Hölderlin oder Kant. Sie wurden meist für wenig Geld bei freier Kost und Logis eingestellt. So wohnte auch der Hauslehrer J. Rodenbergs mit im Elternhaus.

Erst 1919 wurde in der Weimarer Verfassung eine einheitliche Schulpflicht für ganz Deutschland festgeschrieben.

Das erwähnte Fräulein Schröder ist im Rodenberger Kirchenbuch nicht verzeichnet, was daran liegen kann, dass sie weder in Rodenberg noch in Grove geboren worden ist, nicht dort geheiratet und auch nicht dort gestorben ist.

Ein anderer Grund für die fehlende Erwähnung kann ihre mögliche jüdische Herkunft sein. Der Name

„Schröder“ spricht jedoch nicht dafür.

Sein erster Lehrer war ein Schüler von Friedrich Adolph Wilhelm Diesterweg (1790-1866), ein deutscher Pädagoge und Leiter von Lehrerseminaren. Seit 1832 bildete Diesterweg Lehrer in Berlin aus, und es darf angenommen werden, dass der erwähnte Hauslehrer ein hervorragend ausgebildeter Lehrer war.

Der Ausflug nach Apelern führte J. Rodenberg in die Bäckerwirtschaft Meyer, heute Am Marktplatz 6, gegenüber der Gaststätte „Zum Alten Friedrich“. Dort machte er Bekanntschaft mit Goethes Briefroman „Die Leiden des jungen Werther“ und dem gleichnamigen Protagonisten, ein junger Mann, der in der bereits verlobten Lotte die Verkörperung seiner Ideale sieht. Werther verliert sich in einer schwärmerischen und hoffnungslosen Liebe, die ihn schließlich in den Selbstmord treibt.

J. Rodenberg liest den Roman erstmals in Rinteln während seiner Gymnasialzeit.

VIII. Wanderung zum Steinhuder Meer

Bis in mein elftes Lebensjahr habe ich keine deutliche Empfindung der Zeit gehabt, die mir dahinfluss wie die Wellen in einem Bach. Das erste bestimmte Datum, dessen ich mich entsinne, ist das des Hamburger Brandes im Mai 1842. Die Nachmittagssonne schien in die Stube, vor deren offenem Fenster mein Vater die Schreckenskunde mit dem Nachbarn besprach. Bestürzten Gesichtes kam bald auch der Herr Lehrer herunter, und aus den Reden der drei vernahm ich, wie furchtbar das verheerende Element getobt — zwei Tage schon habe die berühmte Hansestadt in Flammen gestanden, und noch immer sei man des Feuers nicht mächtig geworden; ganze Stadtviertel seien eingeäschert, Rathaus, Kirchen, Türme zusammengestürzt und nur noch rauchende Trümmer übrig, wo sonst die schö-

nen Straßen gewesen —, und so friedlich lag die unsere da, nicht ahnend, dass auch ihr einmal ein gleiches Schicksal beschieden sein könnte.

In demselben schönen Sommer unternahm mein Lehrer mit mir eine Fußwanderung nach dem Steinhuder Meer, in Wahrheit ein kleiner Landsee, der etwa drei bis vier Wegstunden von unserem Ort entfernt im Bückeburgischen liegt. Es war das erste Mal, dass ich in eine mir bis dahin ganz fremde Gegend kommen, das erste Mal, dass ich in einem Boot fahren sollte. Wie viel Gelegenheit gab es dazu Belehrungen geographischer und historischer Art! Denn dies war die Stätte, heute noch erkennbar, „der Platz, von Fluss und Wäldern eingeschlossen, mit einer schmalen moorigen Fläche darin,“ wo die römischen Legionen, Mann gegen Mann, mit den Heerhaufen der Cherusker in der Entscheidungsschlacht rangen, um die Schmach des Teutoburger Waldes abzuwaschen. Germanicus, nachdem er dort die Gebeine der sechs Jahre zuvor Gefallenen bestattet hatte, nahm blutige Rache, er besiegte den Arminius bei Idistaviso zwischen Rinteln und Oldendorf, er schlug ihn auch am Steinhuder Meer — es war der Kampf zweier Helden, der junge Cäsar, mit unbedecktem Haupt, der Cheruskerfürst mit der noch frischen Wunde von der Weserschlacht — das Glück verließ ihn, nicht der Mut; und eine Tro-

phäe ward aufgerichtet, dem Jupiter, Mars und Augustus geweiht. „Hier war es“, demonstrierte mein Lehrer, indem er auf den ganzen Schauplatz vor uns wies. Ich glaube kaum, dass ich, der ich erst in den Anfängen des *Cornelius Nepos* steckte, dieses alles behalten haben würde, wenn ich es später nicht im *Tacitus*, bis zu dessen Annalen ich es noch recht weit hatte, nachgelesen hätte. Viel deutlicher in Erinnerung geblieben ist mir, was nun, als wir über das moorige Gewässer fuhren, auf einmal vor mir stand: eine kleine, diesmal wirkliche Insel und auf dieser eine kleine Festung, in der uns, als das Merkwürdigste von allem, sechs kleine Kanonen gezeigt wurden, aus purem Golde — so sagte der Führer, ein alter Unteroffizier, wiewohl ich später erfuhr, dass sie nur Nachbildungen der im Schlosse zu Bückeburg bewahrten Originale seien. Diese waren ein Ehrengeschenk für den Herrn Grafen Wilhelm Ernst von Schaumburg-Lippe gewesen, der sich als General in portugiesischen Diensten ausgezeichnet und, heimgekehrt, dieses Fort — nach ihm „Wilhelmstein“ genannt — erbaut hatte. Es ward als Artillerieschule benutzt, aus der, wie der Graubart mit Stolz hervorhob und mein Herr Lehrer mir wohl zu behalten empfahl, der tapfere Scharnhorst hervorgegangen ist. Damals nur ein Name, tauchte er erst ein paar Jahre später in meinem Gedächtnis

wieder auf, als ich auf die Schule nach Hannover kam und von allen Helden der Befreiungskriege dieser mir der teuerste werden sollte. Denn dort, in der Jugend jener Tage, deren deutscher Patriotismus eine stark partikularistische Färbung hatte, sah man in dem preußischen General immer noch den geborenen Hannoveraner, und kein Gedicht ward von den dreizehn- oder vierzehnjährigen Jungen mit größerer Begeisterung hergesagt, als das schöne von Schenkendorf:

Zu den hohen Bergesforsten,
Wo die freien Adler horsten,
Hat sich früh sein Blick gewandt —
— — — — — — — — — —
Scharnhorst ist er drum genannt.

Die „Wanderung“ zum Steinhuder Meer ist schon deshalb bemerkenswert, weil die Entfernung Rodenberg - Steinhude knapp 20 km beträgt. Ein strammer Marsch also, sollte es sich tatsächlich so zugetragen haben wie geschildert.

Das Steinhuder Meer liegt im „Bückeburgischen“, ein damals für das Fürstentum Schaumburg-Lippe gebräuchlicher Begriff, das 1640 von der (hessischen) Grafschaft Schaumburg getrennt wurde.

Die vermeintlich am Steinhuder Meer stattgefundenen Kämpfe zwischen Germanen und Römern entnimmt der Lehrer den „Annalen“, dem 120 n.Chr. veröffentlichten zweiten großen Geschichtswerk des

*römischen Historikers Tacitus.
Über die Schauplätze dieser Auseinandersetzungen
haben Archäologen und Historiker in den vergange-
nen Jahrzehnten immer wieder neue Erkenntnisse
gewonnen, die verschiedene Interpretationen über
die exakte Verortung der Kämpfe zulassen.*

IX. Religiöse Gedanken

Bis in mein zwölftes oder dreizehntes Jahr war es doch die biblische Geschichte, die meinem Empfinden den eigentlichen Inhalt gab. An diesen Erzählungen konnte ich mich nicht satt lesen. Sie verwandelten sich mir in Wirklichkeiten. Die Stimme Gottes glaubt ich darin zu vernehmen und ihn selber, dessen Namen nicht ausgesprochen werden darf, zu schauen in seiner Majestät, wie er gnädig war gegen die Frommen und Gerechten, furchtbar in seinem Zorne gegen die Übertreter des Gesetzes. Die wichtigsten der heiligen Schriften des Alten Testaments, so z.B. die fünf Bücher Mosis, habe ich in der Ursprache lesen gelernt, und unter meinen ersten dichterischen Versuchen finden sich metrische Übersetzungen der Psalmen. Dennoch war es, wie ich glaube, das religiöse Gefühl nicht allein, sondern ebenso

sehr und vielleicht noch mehr die Wirkung aus meiner Phantasie, dass „das Land, das gegen Morgen liegt“, und dem man im Gebet sich zuwandte, mir als meine bessere Heimat erschien; dass seine Männer und Frauen mir zu lebendigen Gestalten wurden, an denen mein ganzes Herz hing. Ich folgte den Hirten und Herden, ich stand mit Rahel am Brunnen, als sie kam, ihres Vaters Schafe zu tränken; ich weinte über Joseph, als seine Brüder ihn verkauften, und frohlockte, als sie vor ihm niederfielen auf ihr Antlitz. Die Zeitenferne von Jahrtausenden erfüllte mich mit einer unaussprechlichen Sehnsucht, und wenn an den Vorabenden des Samstages oder der Festtage die Großmutter ihre Hand auf mein Haupt legte mit dem Segensspruch: „Gott lasse dich werden wie Ephraim und Manasse“, dann war mir, als ob das leise Rauschen des Jordans diese Worte begleite.

Einen ganz anderen Eindruck machte die nachbiblische Legende, die, von dem Zwielflicht des Mittelalters eingehüllt, sich aus dem Zwischengebiet des Sichtbaren und des Unsichtbaren bewegt. Hier ward ich in die Studierstuben wundertätiger Rabbis geführt, die Gebilden ihrer Hand aus Lehm oder Holz Leben einflößten und Sprache verliehen, indem sie den Namen des Allmächtigen, in kabbalistischen Zeichen auf Pergament geschrieben, ihnen in

den Mund legten, zuletzt aber die Herrschaft über diese dämonischen Wesen verloren. Hier kam ich in die uralten Synagogen und auf die seit Menschengedenken geschlossenen Friedhöfe von Prag und Worms, um deren graues Gemäuer und eingesunkene Grabsteine, die Sage, dem viel hundertjährigen Efeu gleich, ihre schwermütige Poesie gewoben hat; hier las ich von dem Leben im Ghetto und den Tränen, die da geflossen, von den Leiden der Verfolgten und ihrer Hoffnung, dass der Messias kommen und der Herr sie aus der Gefangenschaft erlösen werde. Hier auch erfuhr ich von den geheimen Kräften des Versöhnungstages, wenn die Männer in ihren Sterbehemden vor dem höchsten Richter stehen, der an diesem Tage bestimmt, wer in das Buch des Lebens, wer in das des Todes eingetragen werden soll. In der Nacht, wenn die Synagoge leer ist, kommen die Toten, um Gottesdienst darin zu halten. Einmal aber, ungesehen, waren sie auch am Tage da, und das Gedränge war so groß, dass sie die Lebenden fast erdrückt hätten, bis ein Geisterbann sie wieder in die Gräber trieb. Vorstellungen dieser Art mussten umso stärker auf das Gemüt des heranwachsenden Knaben wirken, der mit der vorzeitigen Kasteiung seines Leibes auch das Gefühl irdischer Schwere verlor; und sie wurden begünstigt durch die dumpfe

Atmosphäre, die sich allmählich aus dem Dunst so vieler brennender Kerzen und der Anwesenheit so vieler, vom Morgen bis Abend hier versammelter Menschen entwickelte. Da geschah es am Ende eines solchen Tages, als schon die Sonne sich zum Untergange neigte, dass ich, durch das hohe Bogenfenster der Synagoge nach dem heimatlichen Berge blickend, der weit dahinter im Abendglanze lag, ein Bäuerlein sah, das dort seinen Acker bestellte; und wie er ruhig dahinschritt, das Pferd und den Pflug lenkend, und dies alles sich wie ein scharf umrissenes Bild auf dem goldenen Westhimmel abzeichnete — da fasste mich ein Verlangen, ich hätte damals noch nicht sagen können, wohin und wonach.

Rotraud Ries beschreibt [6], wie J. Rodenberg in der Schilderung des Gottesdienstes zum Versöhnungstag („Jom Kippur“), der beinahe den ganzen Tag dauerte, seine allmähliche Distanzierung vom jüdischen Kultus andeutet: „Seine Beschreibung verschwimmt zwischen Traum und Realität, die stundenlange Zere- monie im dichten Gedränge und bei Kerzenschein empfindet er als dumpf und bedrückend.“

Sein weiteres religiöses Leben verlief nicht ohne Ku- riositäten: „Die katholische Trauung von Julius Ro- denberg und seiner Ehefrau Justina (ursprünglich Giustina) Schiff wurde am 09.06.1863 in Triest voll- zogen.“ [11]

Nach damaligen (deutschen) Quellen heiratete er in eine reiche und katholische Kaufmannsfamilie aus Triest ein.

Die Zugehörigkeit der Triester Familie Schiff zum jüdischen Glauben ist jedoch mehrfach belegt. Aus der Familie gingen einige Rabbiner hervor im damals unter der Regentschaft von Österreich-Ungarn stehenden Triest.

Ein Nachfahre der Familie Schiff fragt sich [12] (Übersetzung aus dem Englischen): „Wie merkwürdig ist es, dass auch deutsche Quellen besagen, dass Rodenberg im Jahre 1863 die römisch-katholische Tochter eines reichen Triester Fabrikbesitzer heiratete. Hat Giustina ihrem jüdischen Glauben abgeschworen? Hat Giustina wirklich zum Katholizismus konvertiert? (...) Wo haben Julius und Giustina geheiratet? War es in der Tat in Berlin, statt eher Triest? Ich wünschte, die jüdische Gemeinde von Triest würde eine Prüfung der Aufzeichnungen ermöglichen.“

Doch damit nicht genug: „Nach manchen inneren Kämpfen hatte Rodenberg, dessen katholische Frau Justina keine innere Bindung an ihre Kirche hatte, seine Tochter Alice evangelisch taufen und 1880 konfirmieren lassen.“[11] (Anm.: von Pastor Hermann von Soden)

Hermann von Soden bescheinigte J. Rodenberg eine „anima Christiana“, was so viel bedeutet wie „die Seele ist von Natur aus christlich“[4].

Während seines Studiums in Heidelberg in den

1850er-Jahren schreibt J. Rodenberg in sein Tagebuch:

„Mein Herz ist nicht dabei. Ich habe eine Abneigung gegen diese Religion der Dunkelheit, gegen alle Religion, die den Gläubigen höher stellt als den Menschen, ich liebe nur das Menschentum.“

Die Auswahl seiner Grabstelle auf dem konfessionslosen Gemeindefriedhof in Berlin-Friedrichsfelde hat J. Rodenberg selbst getroffen.

Eva Rademacher schreibt: „Rodenberg, der nicht Christ werden wollte, sich aber auch nicht zum Judentum bekennen konnte, hatte sich selbst in Friedrichsfelde eine Grabstelle wie ‚Klostermanns Grundstück‘ zu seiner letzten Ruhestätte gewählt.“ [11]

X. Kindertheater

Wie der Religionsunterricht, den wir Kinder empfangen, obwohl durchaus orthodox, immer doch das ethische Moment hervorhob, ebenso war in unserm Elternhause das religiöse Leben zwar streng nach dem Gesetz geregelt, aber dennoch waltete darin der Geist einer freieren Bildung, die wir vor allem unserer Mutter verdankten. Kein schöneres Bild haftet in meinem Gedächtnis als ihre Erscheinung, wenn sie, in weißem Gewande, die Sabbatlampen segnete. Wer aber, so wie sie, Goethe gelesen, geliebt und verstanden hat, dessen Gesichtskreis konnte kein enger sein. Ihre Religiosität wurde nicht durch Konfessionalismus beschränkt, und wie sie frühe schon ihren eigentlichen Umgang außerhalb des Kreises ihrer Glaubensgenossen suchte und fand, so wuchsen auch wir, ihre Kinder, unter

den gleichen Einflüssen auf. Wir fühlten uns keineswegs als Zurückgesetzte, hielten vielmehr mit allen anderen gleichen Schritt und wurden auch von ihnen als ihresgleichen angesehen. Keine von den Freuden anderer Kinder war uns ganz versagt. So hatten wir z.B. unser Weihnachtsbäumchen, wenn es uns auch nur von unseren Dienstboten beschert ward und in einem Hinterstübchen stand. Fast regelmäßig in die Weihnachtszeit fiel das Lichterfest zum Andenken an die Siege der heldenhaften Makkabäer und die Neuweihe des Tempels; und wenn der Vater nun aus dem silbernen Leuchter an jedem Tage bis zum achten ein Flämmchen mehr entzündete, so wussten wir kaum einen Unterschied zwischen diesen Lichtern und jenen. Wenn dann aber, in der Frühe des anderen Morgens, des ersten Weihnachtsmorgens, blasend und singend der Nachtwächter durch die noch dunklen Straßen zog und vor jedem zweiten oder dritten Hauses einen Spruch wiederholte:

„Hebet euch auf! Hebet euch auf!
All ihr lieben Herren und Damen
und Kinder steht auf!“

Dann wohl überkam uns ein seltsames Empfinden, dass wir nicht auch aufstehen und in die hell erleuchtete Kirche mitgehen sollten. Doch würde man sich irren, wollte man daraus irgendeinen

Zwiespalt in der Kindesseele herleiten; der begann erst später. Unsere Kindheit war voll von Frohsinn, und in jeder Art unschuldigen Vergnügens wurden wir von den unsrigen gefördert.

In jedem Winter kam, auf ihrem Zuge durch die Grafschaft, eine wandernde Schauspielertruppe auch in unser Städtchen und schlug im Saale des Ratskellers ihre Bühne auf. Ein Mitglied der Gesellschaft trug am Tage der Vorstellung die Theaterzettel (die am folgenden wieder abgeholt wurden) von Haus zu Haus; und da die Stücke, die sie aufführte, weder schwierige Probleme noch sonst bedenkliche Dinge behandelten, so waren Dienstboten und Kinder ihr vornehmlichstes Publikum. Hier war es, dass ich zum ersten Mal in meinem Leben ein Schauspiel sah; es hieß „Die Räuber auf Maria Kulm“, und man kann sich denken, welchen Eindruck das zuvor nie Geschaute auf den Knaben machte: der mit Öllampen erleuchtete, ziemlich niedrige Saal, die bunte Leinwand- und Bretterwelt, in der das Erschütternde geschah, die Bänke, auf denen die stauenden Zuschauer saßen. Und wie es wohl allen Kindern ergangen sein mag, deren früheste Entwicklung ja darauf beruht, dass sie spielend nachzuahmen suchen, was sie „die Großen“ tun sehen: so wirkte das Beispiel auch hier; der dramatische Funke war in unsere Brust gefallen und loderte bald

mächtig empor. Im Anfang waren es nur allerlei Verkleidungsszenen, in denen wenig gesprochen, aber desto mehr getobt ward und regelmäßig ein Gespenst in weißem Bettlaken vorkam. Als mir das nicht mehr genügte, fing ich an, mit unbeholfener Kinderhand die Stücke zu schreiben, die wir aufführen wollten. Sie waren kurz, immer nur wenige Seiten lang und meist biblischen Inhalts, manchmal auch dem Lesebuch entlehnt.

Allmählich jedoch wandten wir uns der Tragödie großen Stils zu, die freilich auf sehr eigentümliche Weise zustande kam. Heimlich schlich ich mich an unseren Bücherschrank, nahm einen Band Schiller oder Shakespeare heraus, merkte mir Titel nebst einigen Personen des Stücks und knüpfte daran eine selbst erfundene Geschichte, die ich meinen Geschwistern erzählte, worauf ich die Rollen verteilte, und nun sollten die Ärmsten agieren!

In diesen Trauerspielen ging es denn auch schrecklich her, am schrecklichsten, wenn eins meiner unschuldigen Geschwister nichts mehr zu sagen wusste. Denn da ich mir regelmäßig die Rolle des Bösewichts oder Tyrannen vorbehalten hatte, machte ich von meinem Rechte Gebrauch, und lange noch haben meine kleinen Schwestern und Brüder mir die Püffe nicht vergessen, die es bei solchen Anlässen setzte. Das Publikum bei diesen Auffüh-

rungen bestand aus einer einzigen Person, unserer Großmutter, die bei keiner Vorstellung fehlte und ihre genialen Enkel und Enkelinnen immer aufs Neue bewunderte.

In dieses Chaos der Kinderstube griff unser Herr Lehrer endlich mit ordnender Hand und sittlichem Ernst ein; aus der Stegreifkomödie, der *commedia dell' arte*, ward, in der Folge rechter Entwicklung, das wirkliche Theater, aus dem wir mit Anstand sprechen und uns frei bewegen lernen sollten. Hatten wir bisher, wenn Fremde da waren, nur Gedichte deklamieren müssen, so ward jetzt jede festliche Gelegenheit durch eine Aufführung zelebriert. Die Schaubühne war das kleine Zimmer unserer Mutter, und die Zuschauer saßen davor im „Saale“. Das erste Stück, das wir spielten, waren „Die Blumen“ von Theodor Körner, und das Schicksal hat es so gewollt, dass ich, der ich bis dahin immer den Tyrannen gemacht, jetzt als kleines Mädchen debütierte — meine Schwester Berta in lilafarbenem Gewand, ich in einem Rosakleidchen, mit Locken und Stirnband. Manches Stück, auch von Kotzebue — mit Respekt zu melden — haben wir noch aufgeführt; aber vor allem lieb ist mir doch dieser Körner geblieben. Er war unser Dichter. Wie wir ihn liebten, um dieser kleinen Stücke willen, noch bevor wir für das Verständnis von „Leier und Schwert“ reif wa-

ren! Wie wir den Band mit der „Gouvernante“, dem „vierjährigen Posten“, dem „Vetter aus Bremen“ lasen, nein, zerlasen — diesen braunen Band, in Reutlingen gedruckt, im Jahre 1836 erschienen —, da liegt er vor mir, wie wir ihn einst in den Händen hielten, alle Wonnen der Kindheit in sich tragend, ein lebendiger Zeuge der Vergangenheit, die zu Staub und Asche geworden.

XI. Erwachsenentheater

Ich hatte mein zwölftes Jahr noch nicht vollendet, als dieser treffliche Lehrer, der so viele Keime des Guten in mir geweckt, uns verließ. Er folgte dem Ruf als Prediger einer niederhessischen Gemeinde, doch noch einmal, zehn Jahre später, kam er aus seinem Städtchen an der Diemel in das unsere, um aus den Wunsch meiner Eltern bei der Hochzeit meiner Schwester Pauline seines geistlichen Amtes zu walten. Da hatten von den sechs, die als Kinder einst seiner Obhut anvertraut gewesen, einige schon einen Blick in die Welt getan: Hinter mir lagen die Rinteler Jahre, die von Heidelberg und Göttingen, jetzt war ich Student in Marburg — ein glücklicher Mensch, die Seele voll von Liedern. Und wie lachte mich die Heimat an jenem Frühsommertag an! Der Schauplatz meiner Kindheit

hatte sich wie in einen Blumengarten verwandelt, Wald und Wiese, Berg und Heckengang, meine Vertrauten, schienen ein süßes Geheimnis zu bewahren. Und noch fehlte niemand aus dem Kreise meiner Lieben: Auch die Großmutter saß noch da in ihrem Staat von lila Seide, vorn an, in der ersten Reihe, als wir am Polterabend ein Stück aufführten, diesmal eines in Versen, das ich selbst verfertigt. Da hätte man die Großmutter sehen sollen, wie sie bewundernd den Kopf hin- und herbewegte; und meinen gealterten braven Lehrer, wie er lächelte. Fünfzig Jahre später haben wir dasselbe Stück, den Umständen gemäß abgeändert, noch einmal gespielt in einer altertümlichen Stadt am Ostseestrande. Die kleine Straße, in der das Jubelpaar wohnte, war von den Nachbarn bunt beflaggt und das trauliche Haus mit Girlanden von Sommergrün umflochten. Statt des grünen schmückte die Schwester nun der goldene Kranz, und ihre Enkelin trug den Zauberstab des Hochzeitsmärchens

XII. Weitere Hauslehrer

Diesem ersten, nie vergessenen Lehrer folgte ein zweiter, der uns Kindern ebenso unausstehlich war, wie wir jenen geliebt hatten. Er war ein Württemberger, von wenig einnehmendem Äußern, ein trockener Magister, bei dem wir auch noch nicht einmal etwas lernten, obwohl er uns das Dasein sauer genug machte. Manchmal, wenn wir noch am späten Abend bei den schriftlichen Arbeiten saßen, die er uns aufgegeben, ging er schon schlafen, und wir hörten ihn im Nebenzimmer ganz behaglich die Bettdecke klopfen, während uns vor Müdigkeit die Augen zufielen. Wir hassten ihn denn auch gründlich und verfassten ein Akrostichon, dessen Anfangsbuchstaben, wenn man sie von oben nach unten las, seinen Namen ergaben, und das mit den Versen begann:

Du geliebtes Männchen, du,
Recht so, wenn du stirbst . . .

Allein diesen Gefallen tat er uns nicht; zog es vielmehr vor, nach kurzem Verweilen ins Schwabenland heimzukehren, wo selbst er hoffentlich noch recht lange gelebt hat.

Unser dritter Lehrer war ein noch ganz junger Mann, frisch von der Universität Würzburg, wo er eben den Doktor gemacht, und gebürtig aus einem Dorfe dicht bei der Stadt Rückerts, in der er das Gymnasium besucht hatte. Er hatte noch etwas an sich vom Studenten, machte recht allerliebste kleine Gedichte, und besonders gern hörte ich ihm zu, wenn er von seinen Schuljahren sprach, wie er da frühmorgens, im Winter noch bei Dunkelheit, aus seinem Dorfe in die Stadt wanderte, und wie sehr er sich dann immer gefreut, abends wieder in das helle, warme Stübchen des Elternhauses zu kommen. Oder wie hübsch es war, wenn im Frühling die Wiesen unter Wasser standen und die Störche zurückkehrten. Fast mehr ein Kamerad war er mir als ein Lehrer, obgleich ich bei ihm gute Fortschritte machte. Da meine Eltern nicht anders dachten, als dass ich mich dem Handelsstande widmen sollte und der Ehrgeiz meiner Mutter dahin ging, mich demnächst in ihrem geliebten Hannover auf der Höheren Bürgerschule zu sehen, so wurden die dortigen Anfor-

derungen dem häuslichen Lehrplan zugrunde gelegt. Geschichte und Geographie nahmen darin einen bevorzugten Platz ein, wie sie denn auch meinen Neigungen am meisten entsprachen. In den Perserkriegen war ich wie zu Haus, die Reihe der römischen Könige wusste ich wie am Schnürchen herzusagen. Von meinen Lesebüchern war mir der Robinson Crusoe das liebste; und stundenlang konnte ich über dem Atlas sitzen, um die fernen, in Karminrot oder Ockergelb prangenden Länder zu betrachten. Was dagegen mit den Abstraktionen der Mathematik zusammenhing, ist mir damals, ist mir ewig fremd geblieben, und die Lösungen meiner Rechenaufgaben prognostizierten nichts Gutes für den künftigen Kaufmann. Mein Latein reichte bereits über das Bedürfnis hinaus, und auch das Französische machte keine Schwierigkeit; aber für Englisch gab es in dem kleinen Orte nur einen jungen Mann, der Praktikant bei dem dortigen Amtsgerichte war und nachmals Bürgermeister in einer benachbarten Stadt geworden ist. In seinem bescheidenen Stübchen, das immer nach abgestandenem Tabak roch, mit einem Öllämpchen auf dem Tisch, begann unsere Lektion, in der ich es doch soweit brachte, den „Vicar of Wakefield“ lesen und mir das „I was ever of opinion“ für künftigen Gebrauch einprägen zu können, freilich in einer Aussprache, mit der es

mir später hätte gehen können wie dem Herrn von Montesquieu, den ein britischer Lord, nachdem er ihm eine Weile zugehört, mit den Worten unterbrach: „Sir, ich verstehe kein Französisch!“ Worauf jener „Mein Gott“ rief, „ich habe ja die ganze Zeit Englisch geredet!“

Um das Zeichnen zu erlernen, musste ich wöchentlich zweimal, auch an den kurzen Winternachmittagen, durch Wind und Wetter nach Nenndorf pilgern. Denn dass sie ihre Kinder verzärtelt hätte, konnte man meiner Mutter nicht nachsagen. Dann zog ich in einer blauen „Chénille“, wie man damals einen Mantel nannte, mit rotem Krimmerkragen ganz wohlgenut meiner Straße, kam halb erfroren in dem um diese Zeit leeren Marstallgebäude des Badeörtchens an, in dessen oberem Stock der Herr „Brunneninspektor“ wohnte, zugleich Architekt und aus Freundschaft für meine Eltern bereit, mich in die Anfangsgründe der Kunst einzuführen. Sehr weit habe ich es auch darin nicht gebracht, wiewohl ich mich am Ende des Winters einer Kreidezeichnung rühmen konnte: Römerkopf mit Helm und Haarbusch, der lange noch die Wand eines unserer Hinterzimmer zierte. Der nachmalige Zeichenunterricht in Rinteln hat ebenso wenig ein Talent in mir erwecken können, das ich nicht besaß. Aber eines ist mir doch davon geblieben: die Fähigkeit, Blei-

stifte nach allen Regeln der Kunst spitzen zu können; und das ist auch eine Leistung, für die ich dem Andenken meines braven Lehrers heute noch dankbar bin.

Anders die Musik. Sie gab mir die ersten starken und bleibenden Empfindungen; soweit mein Bewusstsein reicht, reicht auch sie, und soweit ich mich zurückversetzen kann, ist alles wie von ihr durchwoben. Die Liebe zu ihr ist ein Erbteil von meiner Mutter, die, selbst musikalisch nicht gebildet, doch frühe schon dafür sorgte, dass ihren Kindern zuteilwerde, was ihr versagt geblieben. So lange ich zu denken vermag, hatten wir ein Klavier im Hause, zuerst ein recht engbrüstiges, dann aber, als wir schon einige Fortschritte gemacht, ein ganz vorzügliches aus Kassel, das, von einem sachverständigen Freunde geprüft und ausgewählt, noch nach fünfzig Jahren, bis zu ihrem Tode, im Zimmer meiner Mutter stand. Es war alt geworden mit ihr, und seine Töne klangen fast wie aus einer andern Welt; aber feucht glänzten ihre Augen jedes Mal, wenn die Weisen von ehemals — und jetzt von ihrer Schwiegertochter und Enkelin gespielt — sich wieder vernehmen ließen, die Mozartschen Sonaten und die Ouvertüre zum „Kalifen von Bagdad“, die wir als Kinder darauf gespielt hatten. Eine ganze Geschichte hätte dieses Klavier erzählen können —

ihr wie mir —, denn die gute Mutter hat alles mit empfunden, was in Leid und Lust des Sohnes Herz bewegte. Sie teilte seine Begeisterung, als der dem Knabenalter kaum Entwachsene eines Tages aus Rinteln ein rosafarbenes Heft mitbrachte, Mendelssohns Musik zum „Sommernachtstraum“; sie lauschte, sie verstand, als der Jüngling mit einer Unvergessenen neben sich Webers „Aufforderung zum Tanz“ vierhändig spielte. Sie war freudig erregt, als an einem Sommernachmittag ihr der Heimkehrende seine von Marschner komponierten Lieder in den Schoß legte, und wehmütig ergriffen, als am nämlichen Klavier der Meister selber seine herrliche Frau begleitete, die diese Lieder sang . . .

Bächlein am Wiesenrand,
Rinnst du noch immer?
Blumen im Heimatland,
Gebt ihr noch Schimmer?
Halme der Heimatluft,
Mögt ihr noch rauschen?
Lerche der Heimatluft,
Könnt' ich dir lauschen!
Duftige Jugendzeit,
O wie so weit!

Wie in Kap. VII angedeutet, handelt es sich dem Akrostichon (deutsch: „Leistenvers“) zufolge bei dem zweiten Hauslehrer um einen promovierten „Dr.“. Der dritte Hauslehrer stammte aus der Stadt Rückers bei Fulda, also auch aus Hessen.

Die Zeichenausbildung beim Bad Nenndorfer Brunneninspektor, einem Freund der Familie, fand im damaligen Marstall statt. Das Marstallgebäude, die Bezeichnung für den Pferdestall eines Adligen, wurde 1790 fertiggestellt und befand sich gegenüber vom Haus Kassel an der Ecke der damaligen Hauptstraße zur Buchenallee.

Das nahe alte Kurhaus wurde 1959 abgerissen und durch den heutigen Neubau ersetzt. In diesem Prozess wurde vermutlich auch der Marstall abgerissen, der sich teilweise auf dem Gelände des heutigen Kurhauses befand.

J. Rodenbergs Ausbildung war zunächst auf die des Kaufmannes ausgerichtet – mit dem Ziel, das Geschäft vom Vater zu übernehmen. Der Heim-Unterricht wurde deshalb auf die der höheren Bürgerschule von Professor Tellkamp in Hannover abgestimmt, welche J. Rodenberg ab Ostern 1845 besuchte. Er wohnte dort beim Bruder seiner Mutter und dessen Frau.

Spiro schreibt [4]: „Schon damals setzte sich in ihm eine innere Abneigung gegen den ihm zugedachten Beruf durch, und die metrischen Ausarbeitungen (...) lagen ihm mehr als das kaufmännische Rechnen und Buchführung. Dazu kam, dass er sich in dem verwandten Hause wenig wohl fühlte; die materialistische Grundrichtung der neuen Umwelt widersprach allzu sehr nicht nur dem inneren Wesen des Knaben, sondern auch der geistigen Lebenslust des bescheideneren Elternhauses.“

Spiro berichtet außerdem, dass J. Rodenberg deutlich stärker dem Deutschunterricht zugeneigt war, speziell wenn die damals aktuellen Literaten behandelt wurden.

Prof. Tellkampf erkannte den zwiespältigen Seelenzustand und die besondere Eignung seines Schülers und setzte bei den Eltern durch, dass J. Rodenberg ab Ostern 1846 das Gymnasium in Rinteln besuchte. Spiro schreibt: „Damit begannen glückliche Jahre.“ Die Freundschaft zwischen dem in einem Nebensatz erwähnten Heinrich August Marschner und J. Rodenberg war eine sehr enge und hielt bis in J. Rodenbergs Berliner Zeit. Erst mit Marschners Tod fand sie ihr natürliches Ende.

Marschner (1795-1861) war ein deutscher Komponist der Romantik, Kapellmeister und u.a. königlicher Hofkapellmeister in Hannover. Zusammen mit seinem Freund J. Rodenberg, der die Texte beisteuerte, schufen sie zahllose Lieder, so auch das im Text zitierte „O wie so weit“ oder Melodramen wie „Waldmüllers Margret“. Marschner hat die Stadt Rodenberg mehrmals besucht, und in der Rundschau Nr. 85 aus dem Jahr 1895 widmet J. Rodenberg ihm unter dem Titel „Aus der Jugendzeit, Heinrich Marschner“ eine umfangreiche Erinnerung. Darin bedauert J. Rodenberg auch die fehlende Anerkennung Marschners über die Grenzen des Königreichs Hannover hinaus.

In Hannover erinnert eine Bronzestatue in der Georgstraße an Marschner. Einer der Initiatoren war

der im Kap. IV erwähnte Geigenvirtuose Joseph Joachim.

Marschner ist wie sein ehemaliger Gefährte J. Rodenberg heute weitgehend in Vergessenheit geraten.

XIII. Musikunterricht

Der musikalische Unterricht ward uns von Schul-
lehrern aus den benachbarten Dörfern erteilt. Der
erste derselben war ein Mann von echt niedersäch-
sischem Typus, blond, immer sehr sauber gekleidet
und von meinen Eltern mit großem Respekt behan-
delt. Doch nicht lange, so ward er aus unserer
Nachbarschaft in eine entfernte bessere Stelle ver-
setzt, rückte dann abermals höher in der Schulhier-
archie bis zum Rektor empor, und ich hatte noch die
Freude, ihm an seinem Jubiläum zum achtzigsten
Geburtstage gratulieren zu dürfen. Mein zweiter
Dorfschulmeister und Musikus war von einer genia-
leren Art: temperamentvoll und jovial, dunkeläugig,
von untersetztem Wuchs und vernachlässigt in sei-
nem Äußeren, wie die Künstler ja zuweilen sind.
Jedes Mal, wenn er kam, brachte er eine selbstkom-

ponierte Pièce mit, einen Walzer, eine Galoppade oder dergleichen, und konnte das Ende der Unterrichtsstunde kaum abwarten, um sie uns *con brio e fuoco* vorzutragen. Meine Mutter passte ihm daher scharf auf den Dienst und hielt sich während der Stunde immer in der Nähe auf, damit er nicht zu frühe schon mit seinen Allotrien anfing. Umso lieber gerade deswegen hatten wir Kinder ihn, etwas Außergewöhnliches in dem Alltag unserer strengen Erziehung hatte sein Erscheinen für uns. Er wurde gleich mit einer Tasse Kaffee bewirtet und erhielt späterhin ein Butterbrot mit einem Glase Rotwein. Wenn er ging, in der beginnenden Winternacht, steckte er sich zuerst seine Pfeife und dann sein Laternchen an und wankte damit in die Finsternis hinaus, nach seinem wohl anderthalb Wegstunden entfernten Dorfe. Mein Herz folgte ihm, und gern wäre ich damals auch ein Schulmeister gewesen, um durch das dunkle Land und den brausenden Sturm zu wandern, in dem einsamen Lehrerhause anzukommen und Musik zu machen, wie er!

Aber da war noch einer, der die Kunst um ihrer selbst willen liebte und immer nur nach des Tages getaner Arbeit sie zu seiner eigenen Freude pflegte — ein bescheidener Mann unseres Örtchens, der das Waldhorn blies. Von niemandem gesehen, saß er in seiner Vorderstube, und seelenvoll, an den lan-

gen Sommerabenden, klang es durch die schweigende Straße hin: „Guter Mond, du gehst so stille“ —, und wenn nun gar „der Gefährte der Nacht“ über die Giebeldächer stieg und sein silbernes Licht die lauliche Luft erfüllte — oh, wer beschreibt dann das elegische Gefühl des lauschenden Knaben!

XIV. Das Geschäft der Eltern und ein „Hamann“

Das obere Stockwerk unseres Hauses, der „Erker“, war eine Welt für sich, unser — der Kinder — eigentliches Reich, Spiel- und Lernplatz. Da war unser Schulzimmer, da wohnte unser Herr Lehrer und ich mit ihm; da standen seine pädagogischen Bücher, in denen ich, wenn er nicht anwesend war, heimlich blätterte, nach verbotenen Früchten suchend. Da hatten wir, in einem Schränkchen, jedes Kind sein besonderes, mit seinem Namen bezeichnetes Fach, das unser kleines Eigentum, Schreibmaterialien und Spielsachen barg. Da standen wir manchmal vor den verschlossenen Gittertüren, hinter denen die Kaffeesäcke, die Zuckerhüte, die Kanneel- und Gewürzkisten umher standen. Denn unser Haus war ein Kaufmannshaus, und überall, neben

den Wohn- und Wirtschaftsräumen befanden sich die des Geschäfts, das uns Kindern aber nur tausenderlei Abwechslungen und Eindrücke bot. Ganz unten, zur ebenen Erde, war der Laden für die Kurzwaren, und über dem „Dresen“, dem Verkaufstisch, hingen an einem bemalten Schnitzwerk, das einen Haifisch darstellte, die Waagschalen. Im Frühjahr, wenn die Feldarbeit begann und vor der Tür ein Sack mit Leinsaat und eine Tonne mit Rübsamen standen — Welch ein Vergnügen, hineinzugreifen und die feinen, glatten Körnchen, die braunen und die gelben, durch die Finger gleiten zu lassen! Über den Hof ging es zu den Glas- und Eisenwaren — denn in der kleinen Stadt muss der Kaufmann alles führen —, und eine Treppe hoch war das Tuchlager mit jenen bunten schweren Stoffen und seltsamen Schmuckgegenständen, wie sie die bäuerliche Bevölkerung unserer Gegend verlangte. Doch unsere ganze Wonne war oben, bei den Kolonialwaren, deren exotische Gerüche, wenn an heißen Sommermittagen sie durch die Ritzen der Gittertüre drangen, etwas Faszinierendes hatten, das mich bald zu meinem fernen Freunde Robinson Crusoe auf seine einsame Insel, bald mitten unter die Märchen von „Tausendundeine Nacht“ versetzte. Von hier führte ein Leiterchen unters

Dach, und da mochte denn wirklich eine Temperatur herrschen wie in den Tropen. Aber umso besser. Zwischen den schrägen Balken war ein rundes Fensterchen, aus dem man, über alle Häuser hinweg, die liebliche Landschaft meiner Heimat ausgebreitet sah, Gärten und Wiesen, Roggen- und Weizenfeld, hier eine Schäferei, dort ein Salinenwerk mit einer Mühle, das Flüsschen, von Weiden verdeckt, die Chaussee, hügelab, hügelab, mit Obstbäumen bepflanzt, aus denen zwei Pappeln aufragten, dahinter ein paar Dörfer und die weite, weite Welt!

Ein Fenster, mir teurer noch, war das des Erkers, ein Seitenfenster mit der Aussicht auf den Berg, hinter dem die Sonne niederging. Es hatte eine Art tiefer Einbucht, in der man bequem sitzen, und als Fensterbrett eine ziemlich breite Platte, die wohl als Tisch dienen konnte. Hierher, sobald es die Jahreszeit erlaubte, trug ich nach den Schulstunden meine Bücher, über die hinweg mein Blick aber immer wieder nach dem Berge ging, der vom Abendrot erstrahlte. Dort, am Abhang, nicht gar weit voneinander, lagen die beiden Friedhöfe, der mit den weißen Kreuzen und der mit den eingesunkenen Grabsteinen, und über diesem, von dem lichten Hintergrund, hob sich ein einsames Bäumchen ab. Wie ein vertrauter Freund ward mir dieses Bäumchen; und so

oft ich es ansah, war mir, als ob es etwas sagen wolle . . .

Bis zum Jahr 1876 wurde in der Nähe der heutigen Domäne eine Saline mit zwei Gradierwerken betrieben. Der Betrieb der Saline wurde durch die Rodenberger Aue mit einem vergleichsweise großen Mühlenrad sichergestellt. Im Zuge der Preußisch-Deutschen Kriege wurde die Arbeit jedoch eingestellt. Mit der angesprochenen Mühle ist die Maschmühle an der Domäne gemeint. Das Gebäude ist noch heute vorhanden und befindet sich in privatem Besitz.

Jedes Jahr, nicht lange vor Ostern, wenn der Schnee schmolz und mit den rieselnden Bächen eine Vorahnung des Frühlings ins Land kam, erschien eine wunderliche Vagabundenfamilie in unserem Orte. Ihr Oberhaupt hieß „Speckheimchen“ oder wurde doch so genannt, wiewohl er jedem Jungen eins auswischte, der diesen Namen — seinen bürgerlichen, wenn er einen besaß, hab ich niemals erfahren — hinter ihm her rief. Sie waren Musikanten — Vater, Sohn und zwei Töchter, alle vier muskulöse Gestalten, dunkeläugig, das schwarze Haar wild um den Kopf herumhängend, und trafen jedes Mal zur Verherrlichung des Festes bei uns ein, das die Gemeinde jährlich um diese Zeit zur Erinnerung an die wunderbare Errettung ihrer Väter von den

Mordplänen des „Bösewichts“ Haman feiert. Es ist ein Fest des „Wohllebens und der Freude“, wie es im Buche Esther heißt, und die Familie Speckheimchen tat ihr Bestes, um es mit Gesang und Saitenspiel zu verschönen. Mir aber, mit ihren gebräunten Gesichtern und dem ungebundenen Leben, das sie offenbar führten, erschienen sie wie Boten der Freiheit; ich war glücklich, wenn sie wie die Zugvögel kamen, und traurig, wenn sie wie diese gingen. Sie logierten unten im Krüge, jenseits der Brücke, die das Dorf von der Stadt scheidet; und manchmal hab ich hineingeschaut in das elende Quartier, das die Herberge dieser und vieler ähnlicher heimatlosen Wanderer war. Ich musste wieder zum Unterricht, wenn sie mit ihren Instrumenten weiterzogen und dort über dem Berg, wo das Bäumchen stand, verschwanden. Jetzt auch fing ich an, seine stumme Sprache zu verstehen: „Warte nur“, schien es zu sagen, „warte noch ein kleines Weilchen!“

Die Erzählung könnte zunächst auf den Massenmörder Haarmann aus Hannover schließen lassen. Dieser Verdacht wird unterstützt durch die Erwähnung des Liedes „Warte, warte noch ein Weilchen ... (dann kommt Haarmann auch zu dir ...)“.

J. Rodenbergs Haman ist allerdings eine der zentralen Figuren der biblischen Erzählung im hebräischen Teil des Alten Testaments (Tanach, Buch Ester). Nach

der Alttestamentarischen Beschreibung ernennt der Perserkönig Ahasveros Haman zum höchsten Regierungsbeamten, vor dem die königliche Dienerschaft niederknien muss. Als der jüdische Torwächter Mordechai die Anordnung verweigert, setzt Haman beim König ein Edikt durch, wonach alle Juden am 13. Adar (jüd. Kalender, ca. Anfang März) umgebracht und ausgeplündert werden dürfen.

Der hannoversche Massenmörder Friedrich „Fritz“ Heinrich Karl Haarmann (1879-1925) ist wegen Mordes an 24 Jungen und jungen Männern im Alter von 10 bis 22 Jahren vom Schwurgericht Hannover am 19. Dezember 1924 zum Tode verurteilt worden.

Trotz der sich aufdrängenden Verbindung zum Massenmörder Haarmann existiert so eine nicht. Der hannoversche Haarmann mordete zwischen 1918 und 1924, und damit erst vier Jahre nach dem Tod (1914) von J. Rodenberg.

Von daher bleibt es bei der einen bemerkenswerten Ähnlichkeit zwischen der altbiblischen Figur des Haman und dem Serienmörder Haarmann: dem Gassenhauer „Warte, warte noch ein Weilchen ...“.

XV. Die Schwarzwälder Uhr

Auf dem mittleren Treppenabsatz unseres Hauses, wenn man von der Diele heraufkam, stand eine Schwarzwälder Uhr, die mein Vater einmal von der Braunschweiger Messe mitgebracht hatte. Jung ist sie eigentlich niemals gewesen, trotz des Rosenbuketts über dem weiß lackierten Ziffernblatt, ihre Stimme war heiser von Anfang an; aber dafür ist sie auch nicht alt geworden und tut heute noch ihre Schuldigkeit wie vor fünfundsechzig Jahren. Aus dem Elternhause, nach mannigfacher Wanderung, ist sie als wertes Erbstück zu mir nach Berlin gekommen, um ihr friedliches Dasein hier fortzusetzen — ich sage nicht, zu beschließen. Denn solche Uhren, so geringfügig ihre Herkunft, so bescheiden ihre Ansprüche sein mögen, haben ein fast unsterbliches Leben, und ich vertraue, dass diejenigen, die

nach mir kommen, sie gleich mir in Ehren halten werden. Als sie, vor nunmehr auch fast einem Menschenalter, hier angelangt und ausgepackt wurde, gab sie vibrierende Töne von sich, unartikulierte Laute wie aus einer fernen Zeit, und meine Tochter, damals ein Kind von neun Jahren, jauchzte hell auf, als sie die ungewohnten Töne vernahm — die Zukunft so dicht neben der Vergangenheit! Dann plötzlich schlug die Uhr sechs, mit jenem seltsam schnarrenden Klang, der mir ans innerste Herz ging — denn so habe ich sie gehört, als ich ein Knabe war, und so hat sie mich heranwachsen sehen von Jahr zu Jahr, so schlug sie in den Mondscheinnächten meiner Jugend, so, als ich meine ersten Gedichte machte, so, wenn ich „weiser, aber nicht glücklicher“ aus der Fremde heimkehrte. Das alles stieg wieder herauf, der stille Winter nach meiner frühesten Londoner Zeit mit dem Andenken an einen toten, zu früh gestorbenen Freund, und das Bild meines Vaters, der die Uhr regelmäßig an jedem Freitagnachmittag aufzog. Dann ward das Haus der Eltern immer leerer, und endlich wanderte mit ihnen die Uhr nach Hannover; aber auch dort, wie manchen Wechsel der Stunden und Jahre, hat sie mit ihrem ruhigen Pendelschlag begleitet, bis zu jenem traurigen Novembertage, an dem mein Vater starb. Als man ihn hinaustrug, in

das Dunkel des Herbstnachmittags, da ging sie noch immer, und als wir am Abend um den stillen Tisch saßen, in dem traulich erwärmten Zimmer, das er kaum verlassen hatte, da schlug sie, uns mahnend an sein einsames Grab. Sie lebte noch, als der gestorben, der ihr so lange das Leben gegeben; und sie lebt noch, nun da auch die Mutter längst schon zur Seite des Vaters ruht. Und nun habe ich sie jahrelang Woche für Woche aufgezogen, wie er einst getan; und einmal wird sie auch mir schlagen, wie sie ihm geschlagen hat. Möchte sie dann meinem Kinde ähnliche Erinnerungen wecken, wie sie mir geweckt hat.

Nichts so wie diese Wanduhr hat die Macht, mich in die Vergangenheit zu versetzen, und immer noch in den Nächten, wenn ich ihr Ticken nebenan auf dem Gang vernehme und darauf warte, dass sie nun endlich zum Schlage aushole, überkommt mich das Kindergefühl, dass sie in dieser nächtlichen Stille, in der die Geister umgehen, das einzig wachende Wesen sei. Dann sehe ich auch ihn wieder vor mir, den Meister Tatge aus der Hinterstraße, mit Schurzfell, Zollstock, Hobel und Säge, den geschickten Mann, der ihr Gehäuse von gelbpoliertem Holz verfertigt hat. Auch er gehörte zum Stabe meiner Mutter, er war ihr Haus- und Hoftischler, und ein eigentümliches Verhältnis bestand zwischen bei-

den. Tatge war ein umständlicher alter Herr, der, bevor er ans Geschäft ging, sehr viel zu sagen hatte. Das aber war's, was meine resolute Mutter durchaus nicht vertragen konnte; sie hasste nichts so sehr wie die langen Gespräche und die langen Pfeifen, und musste sich doch in Acht nehmen, etwas davon zu äußern. Denn Meister Tatge war auch ein empfindlicher alter Herr, der sich nicht gern unterbrechen oder ins Wort fallen ließ. Schließlich kam ein Kompromiss zustande, mit dem beide Teile zufrieden waren, und ich darf sagen, dass meine Mutter, bei allem Respekt, in den sie sich zu setzen wusste, doch auch mit Meister Tatge gut ausgekommen ist.

J. Rodenbergs Eltern zogen 1857 nach Hannover und verkauften das Haus in Rodenberg. Der Vater verstarb 1872.

Die Schreibweise des Tischlers lautet korrekt: Tadtge. In Kap. II wurde er bereits vorgestellt.

Zu der Zeit, da meine Erinnerung beginnt, hatte sie sich schon einen Umgang geschaffen, der über das in ihren Verhältnissen Herkömmliche hinausging. Ihre besonderen Freundinnen waren die Gemahlin unseres Arztes und deren unverheiratete Schwester, zwei Landsmänninnen meiner Mutter, zart besaitete Gemüter, von den feinen Umgangsformen und der gewählten Sprechweise, die man von jeher an den Hannoveranerinne geschätzt hat.

Ferner gehörten zu diesem Kreise die Frau Amtmann und die Frau Prokurator, gleichfalls ein Geschwisterpaar, aus dem eigentlichen Hessen in unser Städtchen verschlagen, in dem sie, hohe, stattliche Gestalten beide, aber auch etwas vorstellten; endlich Fräulein Riekchen und Fräulein Hermine, die Töchter des Oberförsters, frisch und jovial die eine, elegisch gestimmt die andere, alle zusammen aber liebenswürdige Damen, die mit der Welt weiterlebten, lasen und über das Gelesene miteinander sprachen. Einmal freilich hatte meine Mutter die Nachbildung einer, allerdings nicht hinlänglich bekleideten antiken Frauengestalt, die sie geschenkt erhalten hatte, mit Tüll verhängen müssen, um das Zartgefühl der Frau Doktor und ihrer Schwester nicht zu verletzen.

An den Tagen, wo diese Gäste erwartet wurden, stand unsere Mutter in der Kinderstube, mit ihren Sechsen rings um sich her, stach mit einem Glase aus einem gelblichen, wohlschmeckenden Teig runde Formen heraus und bereitete in anderen Gläsern die köstliche Eiercrème, nach der wir verlangende Blicke warfen, obwohl es noch lange hin war, bis auch wir davon bekamen.

Endlich, gegen Abend, erschienen wir, festlich angetan, frisch gewaschen und gekämmt, mit steifen Kragen vor der Eingangstür zum „Saal“, dem

Zimmer, in dem die Gesellschaften abgehalten wurden. Er war nicht besonders groß oder hoch, dieser „Saal“, aber er war das schönste Zimmer des Hauses, das, welches unsere Mutter sich ganz nach ihrem Geschmack eingerichtet hatte. Blumen in Töpfen und Kübeln auf grün angestrichenen Gestellen standen vor den drei Fenstern; Bilder hingen an den mattgrün tapezierten Wänden, in der einen Ecke befand sich der „Silberschrank“, in dem aber vorwiegend nur hübsche Gläser und altmodische Tassen zu sehen waren, in der anderen das Klavier. Was meine Mutter an ihr besonders wertigen Gegenständen besaß, das befand sich hier oben: eine Biskuitbüste von Napoleon und eine Gipsstatuette von Goethe, ganze Figur, in langem Gehrock, die Arme hinter dem Rücken verschränkt; eine Bronzeuhr, über der ein Apollo lehnte; durchscheinende Porzellanbilder, wie sie damals Mode waren, unter ihnen ein Lichtschirm, auf dem ein Schäfer mit seiner Herde sich vor dem Sturme duckt, und endlich auf einem Seitentisch in lauter bunten Nippesfigürchen die Hauptpersonen aus Eugènes Sues „Geheimnissen von Paris“. Jeder, der in das von Blumenduft und all den schönen Sachen erfüllte Zimmer trat, musste wirklich einen wohltuenden Eindruck empfangen. Aber uns Kindern, wenn wir vor der Türe standen, war

bänglich zumute, und lange zauderten wir, bis wir uns das Herz fassten, einzutreten; und wenn wir nun den Damen, die strickend und plaudernd um den runden Tisch herum saßen, der Reihe nach die Hand gegeben und unser Stück Kuchen bekommen hatten, wie froh, wie glücklich waren wir dann, dem „Saal“ mit all seinen Annehmlichkeiten den Rücken kehren zu dürfen. Damit aber war das Fest noch nicht zu Ende; gegen sieben, um die Zeit des Abendbrots, traten mit meinem Vater auch die Herren an, und dann gab es Butterbrote mit den leckersten Zutaten und „Bischof“ und Rotwein, bis auf der Straße das Wächterhorn erklang — „Tuht, tuht, tuht! Die Glocke hat zehn geschlagen!“ Dann ward es stille im „Saal“, lebendig auf der Treppe, und mit kleinen Laternen in der Hand entfernten sich die Gäste.

Bemerkenswert ist der unterschiedliche gesellschaftliche Umgang der Eltern: Die Bekannten der Mutter entstammen dem Dunstkreis hessischer Beamter oder sind die Ehefrauen von Ärzten, oft „aus dem eigentlichen Hessen in unser Städtchen verschlagen“, wie J. Rodenberg schreibt.

Anders der Vater, der nicht nur in den Stadtrat gewählt wurde, sondern auch zum Vorsitzenden des 1855 gegründeten Gewerbevereins. Dazu war ein enger Kontakt mit den Ur-Rodenberger Handwerkern und Ackerbürgern Voraussetzung.

XVI. Diamantenkönige und Nachrichtenbarone

Noch ein wichtiges Element im geselligen Leben meines Elternhauses und uns Kindern bei weitem interessanter als das andere, waren die reisenden Kaufleute, die damals, zu Beginn der vierziger Jahre, da es noch keine, oder doch so gut wie keine Eisenbahnen gab, in ihrem Einspännerchen im Lande umher kutschierten und regelmäßig, in gewissen Abständen, ihre Kunden in den kleinen Orten besuchten. Sie kamen aus der „Welt“, brachten mit sich den Habitus der großen Städte — Hannover, Bremen, Hamburg —, waren immer nach der Mode gekleidet, und ihre schwarzledernen Koffer auf unserer Diele gingen ihnen wie Boten voran. Glücklicherweise, wenn wir zuschauen durften, was alles daraus zum Vorschein kam: bunte Tuch- und Seidenstrei-

fen, zierlich auf Kartons geklebt, sorglich gefaltete Tüten mit Proben von Kolonialwaren, Zucker, Kaffeebohnen, Rosinen, Mandeln, Schokolade, Kaneel aus kleinen Säckchen, einladend über den Tisch gebreitet, und dazu die Beredsamkeit dieser Herren!

Mit einigen von ihnen waren meine Eltern näher befreundet, und wenn diese kamen, gab es Ausfahrten in ihren Wägelchen am Nachmittag und Whistpartien am Abend. Eines solchen „Reisenden“, der ein besonders gern gesehener Gast war, entsinne ich mich noch gut. Er war Casselaner, von behäbigem Umfang, freundlichem Wesen und jovial, wie übrigens fast alle seine Kollegen. Nie kam er, ohne meiner Mutter ein Geschenk mitzubringen, irgendetwas, was gerade zeitgemäß war, wie jene Figürchen aus den „Geheimnissen von Paris“, oder ein Buch, das von sich reden machte. Einmal war es ein fein geschriebenes Heft mit Gedichten. Sie waren von seinem Bruder, der, nicht viele Jahre später, durch sein heute noch nicht ganz vergessenes Schauspiel „Deborah“ sich einen Namen gemacht hat. Lange noch, als ihre Schriftzüge schon vergilbt waren, habe ich diese Blätter in den Händen meiner Mutter gesehen und — ich will es jetzt gestehen! — ihr heimlich entwendet, als ich auf die Schule nach Hannover kam. Dort, in meinen trübsten Tagen, wa-

ren sie mir ein Trost und eine Ermunterung, und nach manchem inzwischen vergangenen Dezennium war mir auch vergönnt, ihrem Dichter, S. H. Mosenthal, als ich ihm in Wien begegnete, in dankbarer Erinnerung die Hand zu drücken. Seinen Bruder, unseren Freund, führte das Schicksal andere Wege: Jahrzehnte hindurch blieb er unseren Blicken entschwunden, bis es plötzlich von ihm hieß, er sei nach Südafrika, nach dem Kap ausgewandert und dort unermesslich reich, einer von den Diamantenkönigen der ersten Dynastie — der vor Barnato und Beit — geworden. Als alter Herr nach Europa heimgekehrt, hat er meine Mutter noch einmal besucht; aber Diamanten, soviel ich weiß, hat er ihr nicht mitgebracht.

Der Reisende, der J. Rodenberg im Gedächtnis geblieben ist, war Julius Mosenthal. Als Kaufmann war er um die Jahrhundertmitte in Südafrika im Diamanten- und Goldgeschäft tätig. Sein Bruder, von dem das Gedichtbändchen stammt, war Salomon Hermann Mosenthal, ein dramatischer Schriftsteller (1821-1877). J. Rodenberg traf ihn nach einigen Jahrzehnten (lat. „Dezennium“) wieder.

Bei Barney Barnato und Alfred Beit handelte es sich um zwei der vier Hauptanteilseigner von De Beers. De Beers ist heute der größte Diamantenproduzent und -händler der Welt mit Sitz in Luxemburg.

Noch erstaunlicher war die Laufbahn eines ande-

ren jungen Mannes, dem es, als er in mein Elternhaus kam, kümmerlich genug ging. Er war auch ein Hesse, hatte in einem Göttinger Bankgeschäft gelernt und lebte hierauf stellen- und mittellos eine Zeitlang bei seinem Bruder, der Gemeindelehrer in unserem Städtchen war. Manchen Mittag hat er sich's am Tische meines Elternhauses wohl sein lassen und manchen Abend den vierten Mann beim Whist gestellt. Zu größeren Dingen schien er nicht berufen. Und doch war es der nämliche junge Mann, der mich, da wir beide etliche vierzig Jahre älter geworden waren, in einem der fürstlichen Paläste des Westens von London empfangen und bewirtet hat. Seine kleinen schwarzen Augen, der bräunliche Teint seines Gesichtes, der Anflug hessischen Dialektes, wenn er von der Vergangenheit sprach, erinnerten mich an den, den ich einst so manchmal bei uns ein- und ausgehen sah. Aber wie hatten die Verhältnisse sich seitdem gewandelt! Diener in Livree mit einem Wappen auf den Knöpfen servierten an der Tafel, durch die Laubkronen des Parks schimmerte das rötliche Gemäuer des Schlosses von Kensington, und mein Wirt war der große Baron Reuter, der Begründer des weltbekannten Telegraphenbüros, das noch heute nach ihm heißt.

Zur Zeit der Synagogen-Einweihung war Süßmann

Cohn, der ehemalige Hauslehrer der Behrends, Lehrer an der jüdischen Elementarschule. Sein Nachfolger wurde Süßkind Josaphat, in einigen Quellen auch Gerson Josaphat genannt. Er wurde 1835 zunächst noch provisorisch als Schulamtskandidat bestellt, in späteren Jahren kümmerte er sich als Rabbiner um die jüdischen Bürger in Rodenberg und anderen Gemeinden.

Der Besucher dieses Gemeindelehrers war sein Bruder, Israel Beer Josaphat.

Jener zog 1840 nach Berlin, 1845 konvertierte er in London zum Christentum: Er ließ sich in der deutsch-lutherischen St.-George's-Church taufen und nahm den Namen Paul Julius Reuter an (1816-1899).

Reuter erkannte früh den Vorteil und den damit verbundenen Wert des Zeitvorsprungs von Wirtschaftsnachrichten. Diesen erreichte er u.a. durch Briefftauben, durch von fahrenden Schiffen abgeworfene Nachrichten in Tonnen, die anschließend aufgefischt und auf kurzen Wegen weitergeleitet wurden, oder durch die frühe Form der Nachrichtenübermittlung per Telegrafie.

Aus diesen Aktivitäten heraus gründete er die Nachrichtenagentur „Reuters Telegraphic Comp. Incorporated“. Die heutige Reuters Group plc ist die weltweit größte internationale Nachrichtenagentur mit Hauptsitz in London.

Von der britischen Königin Victoria erhielt Reuter den Titel eines Barons [9].

XVII. Der schöne Provisor

In diese Zeit meiner Kindheit fällt ein grauenhafter Eindruck, der erste meines Lebens und darum unvergessen.

Die Geschichte, die sich wie ein Kriminalroman liest, knüpft an einen Provisor der Apotheke unseres Städtchens an, der wegen seiner Gewandtheit und seines geselligen Benehmens allgemein beliebt war, als Elegant des kleinen Ortes lange seine Rolle gespielt und als zwei-, ja dreifacher Verbrecher geendet hat. Er war der Stiefsohn eines wenig vermögenden Landmanns aus einem in der Nähe gelegenen Dorfe und hatte eine bildhübsche Schwester, die noch immer in der kleidsamen Tracht der Schaumburger Bäuerinnen ging und mit solcher Zärtlichkeit an dem Bruder hing, dass sie nochmals, um ihn zu retten, das größte Opfer gebracht haben

soll, das ein Mädchen bringen kann. Es ist natürlich, dass ich den Zusammenhang dieser Dinge viel später erst begriff, da der Prozess und seine Folgen noch jahrelang das Gespräch der Gegend blieben. Es war stadtbekannt, dass der Provisor hoch hinaus wollte, dass er namentlich für seine Toilette mehr ausgab, als seine Mittel ihm gestatteten, dass ihm die bäuerliche Herkunft unbequem war, und dass er die Absicht geäußert, er werde, wenn er so viel beisammen habe, nach Amerika auswandern. Da geschah's in einer Augustnacht der vierziger Jahre, dass das Gehöft des Stiefvaters in Flammen aufging. Am Abend vorher war dem in Nenndorf weilenden Kurprinzen von den Bürgern und Bauern der umliegenden Ortschaften ein Fackelzug gebracht worden, und viele von ihnen hatten die noch glimmenden, mit Werg und Pech umwobenen Holzstäbe mit auf den Rückweg genommen, um sie daheim erst zu löschen. Wie leicht konnte da ein Unglück geschehen, und in der Tat dachte niemand an etwas anderes, auch nicht, als man erfuhr, dass der Bauer ziemlich hoch versichert sei. Es war schon Winter geworden, als er in die Stadt kam, um die Versicherungssumme zu erheben, die von dem Agenten der betreffenden Gesellschaft ihm anstandslos ausgezahlt ward, da die Untersuchung nichts Verdächtiges gegen ihn ergeben hatte. In der

Dämmerung dieses Tages und mit der Barschaft in der Tasche, sprach er noch einmal in der Apotheke bei seinem Stiefsohn, dem Provisor, vor, der ihn mit einigen Schnäpsen regalierte — und am andern Morgen fand man ihn ermordet auf der großen Wiese vor der Stadt, die Masch genannt, im Gebüsch am Ufer der Aue, längs welcher sein Heimweg geführt. Das Geld, das er bei sich getragen hatte, war verschwunden. Der Schrecken, der sich im Städtchen verbreitete, als die Kunde von Haus zu Hause drang, lässt sich nicht beschreiben, selbst wir Kinder wurden davon ergriffen. Alle Welt lief hinaus, wo sich schon das Gericht bei der erstarrten Leiche eingefunden hatte. Wer konnte der Täter sein? Seit Menschengedenken war nichts so Furchtbares geschehen, kaum ein Diebstahl war jemals in unserer Gegend vorgekommen, und nun stand man vor dem Unerhörten, das sich zwischen gestern und heute begeben hatte.

Mittlerweile war der Stiefsohn des Erschlagenen und Beraubten, der Provisor, herbeigerufen worden, die Menge teilte sich, um ihn durchzulassen, und als er dem Toten nahte, da — der Moment muss erschütternd gewesen sein — fasste der Amtmann ihn scharf ins Auge, trat auf ihn zu, ergriff ihn am Arme und, auf die Leiche deutend, rief er mit lauter Stimme: „Sie sind der Mörder Ihres Vaters!“ Bei diesen

Worten, die, damals oft wiederholt, mir so gegenwärtig sind, wie wenn ich selbst dabei gewesen wäre, erleichte der Beschuldigte, der hierauf unter Bedeckung zur Apotheke zurückgeführt ward, um der Haussuchung beizuwohnen. Man fand zwar das Geld nicht, das er, wie sich später herausstellte, noch in der Nacht vergraben hatte; jedoch entdeckte man Blutflecken an seinen Kleidern, und da er sein Alibi nicht nachzuweisen vermochte, ward er verhaftet. Die nunmehr eröffnete Voruntersuchung ergab zur Evidenz, wie teuflisch fein der Provisor seinen Plan eingefädelt hatte: Er war es gewesen, auf dessen Anstiften der Bauer sein Anwesen versichert, was zu jener Zeit auf dem Lande keineswegs allgemein der Fall war; er wiederum, der bei Gelegenheit jenes Fackelzuges den Brand angelegt, er endlich, der den alten Mann erschlagen hatte, um in den Besitz der Versicherungssumme zu gelangen — also Brandstiftung und Raubmord an einem Verwandten! Und dennoch kam das Verfahren über einen gewissen toten Punkt nicht hinaus, schleppte sich mühselig monatelang weiter, schien zuletzt ganz zu stocken — und eines Tages war die Zelle leer, in der der Verbrecher gesessen: Der Gefangene war entflohen, was unter den damaligen Verhältnissen vielleicht keine so schwere Sache

gewesen sein mag. Denn auch das Gefängnis unseres Städtchens hatte damals sozusagen noch einen patriarchalischen Charakter und war gewiss nicht auf Kapitalverbrecher eingerichtet.

So gingen Sommer und Herbst dahin und das Jahr zu Ende; schon hatte man sich mit dem Gedanken abgefunden, der Verbrecher sei wirklich nach Amerika entkommen, da — wenige Tage vor Weihnachten — ward das Städtchen aus seinem kaum beruhigten Dasein abermals aufgescheucht. In Hannover, im Gedränge des Weihnachtsmarktes, war eine anständig gekleidete Frau bei dem Versuche, falsches Geld auszugeben, abgefasst worden. Zum Polizeigewahrsam gebracht, fand sich bei ihr eine Tasche voll täuschend nachgeahmter Talerstücke, und die Feststellung ihrer Personalien ergab, dass sie aus dem hessischen Nachbarort, unserem Städtchen, und ihr Mann der dortige Kantor sei. Ganz in der Stille geschah der Rücktransport, von einem hannoverschen Kriminalbeamten begleitet, und ehe noch eine Warnung das im Dorf gelegene Kantorhaus erreichen konnte, war es in der Frühe des Morgens schon vom Gericht besetzt worden. Aber, obwohl vom Dach bis zum Keller durchsucht, fand sich nichts Verdächtiges, alles schien in der besten Ordnung, und schon wollte man sich fortbegeben. In diesem letzten Augenblick jedoch fiel dem han-

noverschen Beamten ein großer Schrank im Wohnzimmer auf. Um nichts zu versäumen, ließ er ihn abrücken, und was nun zum Vorschein kam, überstieg die Erwartung selbst des geübten Polizisten. Von dem Schranke verdeckt, zeigte sich ein viereckiger Ausschnitt in der Wand, durch den man in ein rings ummauertes Versteck sah, und darin saß — der ehemalige Provisor! In diesem Hause hatte er seit seiner Flucht aus dem Gefängnis ein Unterkommen gefunden und in dem mit äußerstem Raffinement hergestellten Schlupfwinkel die Werkstatt eingerichtet, in der man nunmehr alle Utensilien der Falschmünzerei vorfand — Schmelztiegel, Formen, Prägstock, Blei, Zink, und ich weiß nicht, was sonst noch. Durch das Loch in der Wand kroch er, wenn er seine lichtscheue Tätigkeit ausüben wollte oder wenn Gefahr im Anzuge war; im Übrigen verkehrte er ganz familiär mit seinen Wirten, welche die Hoffnung auf Reichtümer zu Verbrechern gemacht hatte. An ein Entkommen war jetzt nicht mehr zu denken; wiederum ward er verhaftet und mit ihm die Kantorsleute.

Dies alles trug sich zu in den Wochen vor und nach Weihnachten. Ein Gefühl der Unsicherheit bemächtigte sich der Einwohner unseres Städtchens und wurde zur förmlichen Panik, als eines Morgens sich die Kunde verbreitete, der Hauptschuldige sei

neuerdings ausgebrochen! Die Hilfsmittel dieses verbrecherischen Genies schienen unerschöpflich: Wiewohl diesmal scharf überwacht, war es ihm dennoch gelungen, eine Eisenstange vor dem Fenster seiner Zelle zu durchfeilen und an einer Art Strickleiter, die er aus seinem Bettlaken verfertigt hatte, sich in der Nacht hinunterzulassen und das Freie zu gewinnen. Eine wahre Schreckenszeit begann, man wollte den gefährlichen Menschen hier und dort in den Dörfern gesehen haben, man hörte von Einbrüchen, man zitterte vor Brandstiftungen und fragte sich ängstlich, was nun kommen werde. Ein Alpdruck lag lastend auf allen Gemütern, und wir Kinder fürchteten uns, vor die Türe zu gehen. In Wahrheit irrte der Flüchtling, ein gehetztes Wild, in den Wäldern umher, manchmal an einsame Bauernhöfe sich wagend, um ein Stück Brot zu erbetteln, bis die bittere Not und das grausame Winterwetter ihn trieben, bei einem seiner ehemaligen Bekannten, in einer jenseits der sogenannten „Landwehr“ gelegenen Dorfschaft Schutz zu suchen. Er fand Aufnahme, Verpflegung und ein warmes Lager, auf dem der Entkräftete sofort in einen langen, tiefen Schlaf versank; als der Morgen dämmerte, ward er aufgerüttelt: Zwei Gendarmen ergriffen ihn, hießen ihn aufstehen und ihnen folgen. Und so ward er in unser Städtchen

zurückgeführt: Ein dumpfes Gemurmel, wie ich es nie vernommen, drang zu uns herauf in unser Schulzimmer, ein Menschenhaufen, wie ich ihn nie gesehen, bewegte sich durch die Straße, auf die wir, an die Fenster stürzend, hinab sahen — mitten in einer vielköpfigen Schar von Kindern und Erwachsenen, von Bürgern und Bauern, mit einem Bewaffneten zu jeder Seite, ging abgerissen und zerlumpt der Mann, der ehemals der Dandy des Städtchens und der Tänzer der jungen Mädchen gewesen, barhaupt, mit langem verwilderten Haar und Bart, in der Sträflingsjacke, in der er aus dem Gefängnis entkommen war, die Hände gefesselt und darüber der graue, kalte Schneehimmel . . .

Seine weiteren Schicksale sind mir heute noch rätselhaft. Die Kantorsleute nebst einigen anderen Mitschuldigen wurden, als sie ihre Strafzeit verbüßt hatten, nach Amerika expediert. Von dem eigentlichen Verbrecher weiß ich nur, dass er zu Rinteln noch im Gefängnis saß, als ich dort schon Gymnasiast war und in einer späteren Zeit als Sträfling mit Wegearbeiten in meiner Heimat beschäftigt ward. Dort, auf der Chaussee, die nach Apeln führt, habe ich ihn, im Sträflingsgewand und Ketten an den Füßen, Bäume pflanzend, zuletzt gesehen. Er litt an einer zehrenden Krankheit und ist bald darauf gestorben.

Die unheimlichen Begebenheiten rund um den „schönen Provisor“ hat auch Adolf Mithoff beschrieben. Er widmet ihnen in der Chronik [1] sehr viel Raum – deutlich mehr als J. Rodenberg. Mithoffs Bericht hat jedoch einen anderen Schluss. Vor dem Hintergrund eines so schaurigen Verbrechens scheint bei dem einen oder anderen Chronisten allerdings irgendwann die Fantasie die Schreibfeder in die Hand genommen zu haben.

Bei Mithoff gipfelt die Geschichte darin, dass der „schöne Provisor“ von einem aus Rodenberg ausgewanderten Bürger in einer Apotheke in New Orleans wiedergesehen wurde, der auch mit ihm gesprochen haben will! Natürlich hatte der Provisor Hattendorf längst einen anderen Namen angenommen ...

Doch selbst Mithoff bleibt skeptisch: „Ob und inwieweit diese abenteuerlichen Fluchtgerüchte der Wahrheit entsprechen, lässt sich nicht feststellen, denn der Schleier, der auf ihnen ruht, ist niemals ganz gelüftet worden.“

Weil es nicht Aufgabe dieses Büchleins sein soll, die schon damals obskure Geschichte aufzuklären, sei dem am Provisor interessierten Leser der Band II der Rodenberger Chronik empfohlen. Ab der Seite 136 erzählt Mithoff dort seine eigene und sehr interessante Version.

Ohne dass J. Rodenberg einen Hinweis auf ein konkretes Datum liefert, spricht Mithoff von einem Zeitraum zwischen 1840 und 1842, also von der Zeit, als Ernst Ludwig Döpp die Apotheke führte.

Die Apotheke befand sich 1833 noch im Haus der selbstständigen Vorortgemeinde Mühlenstraße 16, (heute Lange Str. 57, gegenüber der heutigen Adler-Apotheke) und wurde bis dahin von Johann Ernst Döpp geführt, der am 18.01.1833 plötzlich verstarb. Sein Sohn, Ernst Ludwig Döpp, stand in der Ausbildung zum Apotheker. Die Witwe teilte dem Kreisamt in Rinteln mit, ihr Sohn wäre zu einer Überprüfung bereit, nach Wunsch des Vaters solle er aber noch eine Universität besuchen.

Das Kreisamt Rinteln genehmigte zwar die Übernahme der Apotheke durch den Sohn – Voraussetzung war aber die Anstellung eines sogenannten „Provisors“: ein ausgebildeter Apotheker, der die Zeit bis zur endgültigen Übernahme durch den neuen Inhaber provisorisch überbrücken sollte.

In den vier bis fünf zu überbrückenden Jahren gab es mehrere Provisoren, von denen manche spurlos verschwanden oder ihre Anstellung aufgaben, sodass Ernst Ludwig Döpp immer wieder die Leitung der Apotheke trotz seinem Studium übernehmen musste.

Zwischenzeitig – das genaue Jahr ist nicht bekannt – wechselte die Apotheke in ein Ende des 18. Jahrhunderts errichtetes stattliches Gebäude auf die andere Straßenseite, damals Mühlenstraße 17, heute Lange Str. 52.

1837 stellte der Amtsphysikus Matthei fest, dass Ernst Ludwig Döpp nun alle Voraussetzungen erfüllt habe und empfahl ihn für die Leitung der Apotheke. DöpPs Mutter verstarb noch im selben Jahr, in der

Mühlenstraße 16, also noch im Gebäude der alten und gegenüber der heutigen Apotheke.

Ca. 1840 trat der „schöne Provisor“ Hattendorf seine Stelle in Rodenberg an. Der Begriff „Provisor“ wird nun für den ersten Stellvertreter des Apothekers verwendet.

Über das erste Verbrechen (Mord am Stiefvater) schreibt Mithoff [2]: „ ... nachdem der Provisor von seinem Prinzipal, dem Apotheker Döpp, die Erlaubnis erhalten, seinen Vater der Sicherheit wegen eine Strecke nach Horsten begleiten zu dürfen, verbarg er heimlich einen Dolch und ein Beil in seinen Kleidern und nahm anstatt des Gehstocks einen eisernen Ladestock zur Hand.“

Aber lange noch blieb diese Wiese, die Masch, uns Kindern eine Stätte, der wir gern aus dem Weg gingen, zumal an ihrem Rande, dicht bei der jenseitigen Chaussee, sich ein Hügelrest erhob, der „Galgenbrink“ genannt, von dem es hieß, dass hier in früheren Zeiten der Galgen gestanden habe. In Wahrheit war es ein innen ausgehöhltes, zerbröckelndes Kalkgestein, wie der Schlund eines Kraters, der allerlei Inkrustationen von Schneckenhäusern und Pflanzen barg — ein Überbleibsel ferner Zeit, von dem niemand wusste, wie es entstanden oder hierhergekommen und das einsam und öde dalag in der ringsum blühenden Landschaft.

Einen freundlicheren Anblick gewann die

„Masch“ erst, als im Jahre 1848 die kriegerischen Instinkte meiner Landsleute zu neuem Leben erwachten, als sie ihre Tschakos und Schießgewehre wieder hervorholten, und mit einer von den Jungfräulein unseres Städtchens gestickten Fahne die Bürgergarde hier ihr „Freischießen“ abhielt. Da erstand auf diesem Wiesengrund eine lustige Sommerstadt aus Leinwand und Waldesgrün; da schlangen sich Girlanden um Buden und Zelte, da ward gekocht, gebraten und gewürfelt, ward von früh bis spät geknallt und die halbe Nacht durch zum Tanze aufgespielt; und da, vor den frohen Stimmen der Gegenwart, flohen die Gespenster der Vergangenheit.

Noch ganz unter dem Banne vom „schönen Provisor“, der seinen Stiefvater auf der Strecke von Rodenberg nach Horsten umgebracht hat, schreibt J. Rodenberg von der damals für ihn unheimlichen Masch. Dieses Gebiet dehnte sich östlich entlang der Rodenberger Aue aus.

Auch Mithoff beschreibt den Galgenbrink als ehemalige Hinrichtungsstätte am „Krater“ [2]. So ist in der Kurhessischen Karte von 1859 der Bereich des Kraters als „Galgenbrink“ beschriftet.

Mithoff beschreibt die Rodenberger Hinrichtungsstätte als auf dem dreieckigen Acker gegenüber des Grünen Baums gelegen [1], der im Westen von der Aue, im Osten von der Allee und im Norden von dem

einzelnen stehenden Haus „Allee 42“ begrenzt wird. Bis hinein in die siebziger Jahre befand sich dort der Schießstand des Schützenvereins, und in unmittelbarer Nähe wurden auch die Schützenfeste gefeiert. Die fälschliche Bezeichnung „Krater“ beruht auf dem optischen Eindruck, den der tuffsteinartige Ringwall am Quellteich auf die Betrachter macht. Kalkgesättigtes Wasser trifft hier auf eine undurchlässige Tonschicht, und so drängt seit Jahrtausenden das aus dem Deister abfließende Niederschlagswasser an die Oberfläche. Sobald das Wasser mit Luft in Berührung kommt, scheidet es Kalk ab, der sich am Teichrand ablagert. Dadurch entsteht der Eindruck eines Vulkankraters. Schon Hermann Löns beschrieb die Entstehung des „Kraters am Galgenbrink“ mit den Worten: „Nicht Vulkan, sondern Neptun war sein Schöpfer.“

XVIII. Rosalie, der Apotheker und der Oberförster

Die Apotheke war eines der hübschesten Häuser am Ende der Vorderstraße; jenseits derselben lagen die großen Gemeindeländereien, mit der echt alt-deutschen Reduplikation, deren meine Heimatgenossen sich wohl nicht mehr bewusst waren, „Gartgarten“ genannt, und zwischen beiden bildete die hier breiter fließende Aue die Grenze zwischen Stadt und Dorf. Eine steinerne Brücke führte hinüber, und neben ihr, in einer Vertiefung, stand ein altertümliches, weitläufiges Haus, das bald eine eigene Anziehung auf mich ausüben sollte.

Es wohnte darin ein Kaufmann, aber einer, der nicht war wie die anderen. Als ganz junger Mensch, zu einer Zeit, da seine Glaubensgenossen noch lange nicht das Bürgerrecht besaßen, war er 1813 frei-

willing mit in den Krieg gezogen und nach dem Friedensschluss in das väterliche Geschäft zurückgekehrt. Seine Brüder waren Handwerker, der eine Färber, der andere Drechsler, der dritte Klempner, und dieser wiederum war es, dessen beide Söhne im Kriege von 1870 an einem Tage und Seite an Seite fielen. Sie alle waren in ihren Gewerben tüchtige Leute, die so frühe schon andere Wege einschlugen, als die meisten ihrer Glaubensgenossen, und doch nicht aufhörten, treue Mitglieder der Gemeinde zu sein. Der Merkwürdigste von ihnen war ihr Senior, eben jener Kaufmann.

Die von J. Rodenberg als „eines der hübschesten Häuser am Ende der Vorderstraße“ bezeichnete Apotheke ist natürlich das neoklassizistische Gebäude der heutigen Apotheke.

Der Gartgarten, heute Standort der 1907 gebauten Julius-Rodenberg-Schule, war ein im Domänenbesitz befindliches Gartengelände. Die heutige Straße dort, „Im Jagdgarten“, mag ihren Namen in sprachlicher Anlehnung an den ehemaligen Gartgarten bekommen haben.

Der Begriff „altdeutsche Reduplikation“ (Verdoppelung) beschreibt die regelmäßige Anordnung der damaligen Kleingärten.

Das Haus in der Vertiefung war das der jüdischen Familie Behrend. Ältere Rodenberger Bürger und Bürgerinnen erinnern sich an das Ende der

neunzehnhundersechziger Jahre abgerissene große Fachwerkhaus in der Senke neben der Aue. Der an gleicher Stelle errichtete Neubau ist das heutige Haus Lange Straße 61.

Das jüdische Leben in Rodenberg wurde Anfang des 19. Jahrhunderts im Wesentlichen von zwei Familien bestimmt: der Familie Behrend und der von Simon Gumbert Levy, J. Rodenbergs Vater. Der von J. Rodenberg als „Senior“ bezeichnete Itzig Behrend (früherer Nachname „Behr“, 1765-1845) schrieb eine Familienchronik, sodass sein Leben und Wirken in Rodenberg gut dokumentiert ist. Mit seiner Frau Rebekka hatte er elf Kinder, die alle in dem Haus in der Senke neben der Aue wohnten.

Beide Familien spendeten Geld und Sachwerte für den Ankauf des Geländes in der Hinterstraße, den dortigen Bau der Synagoge, für die Einrichtung der jüdischen Elementarschule und die Einstellung des ersten jüdischen Lehrers Süßmann Cohn, der bis dahin Hauslehrer bei den Behrends gewesen war. Ohne das Engagement der Behrends und Levys wäre der Aufbau der jüdischen Gemeinde in Rodenberg vermutlich nicht möglich gewesen.

Der älteste Itzig-Sohn war der 1793 geborene Bernhard Behrend. 1813 zog er freiwillig in die Völkerschlacht bei Leipzig. Ironischerweise trug Bernhard Behrend mit seiner Kriegsteilnahme bei zum Sieg über Kaiser Napoléon, der mit dem „Code Napoléon“ den Juden weitgehende Rechte und Gleichheit gegenüber der christlichen Bevölkerung ge-

währte. So verdankten die Brüder des „Ellenwarenhändler“, also des Tuchhändlers Bernhard, ihre Handwerksberufe der durch Napoléon aufgelösten strengen Zunftordnung, die ihnen, den Juden, erst einen Zugang zum Handwerk ermöglichte.

Trotz zahlreicher Berührungspunkte erwähnt J. Rodenberg an keiner Stelle den Nachnamen Behrend. Allerdings sind die wenigen Zeilen seit Beginn des Kapitels XVIII. voll mit Informationen über diese Familie. Ein Hinweis sind die beiden am gleichen Tag gefallenen Söhne des Klempners.

Am Denkmal zur Erinnerung der im deutsch-französischen Krieg Gefallenen finden sich auf der Ostseite die Namen von Jakob und Moritz Behrend – die Söhne des jüdischen Klempners Behrend und die ersten Rodenberger, die in diesem Krieg ihr Leben gelassen haben.

Als ich zuerst in sein Haus kam, lebte der uralte Vater noch, und als dieser starb, schien das Patriarchenhafte, das an ihm gewesen, auf den ältesten Sohn überzugehen. Eine gewisse — wie soll ich sagen — priesterliche Feierlichkeit umgab ihn, und wie wohl allgemein geachtet, von seiner Familie verehrt, war er doch in der ihn umgebenden Wirklichkeit eine fremdartige Erscheinung. Wenn ich sie mir jetzt zurückrufe, könnte sie auch an einen Theosophen oder Mystiker erinnern. Er lebte ganz in biblischen Vorstellungen; und ich glaube, dass es

diese — nicht politische — Motive waren, die den schon Bejahrten bestimmten, mit den Seinen nach Amerika auszuwandern. Mitten im Sturmjahr 1848, als die Wogen hoch gingen und die Hoffnung noch grün war, verließ er das Vaterland, für dessen Befreiung er einst gekämpft hatte und das jetzt erst seinen Glaubensgenossen ein Vaterland ward. War es die Sehnsucht, ein neues Leben zu beginnen, solch eines, wie die frommen Vorfahren einst in Kanaan geführt? War es Europamüdigkeit? Ich weiß es nicht; ich weiß nur, dass er im Staate Pennsylvanien eine Farm erwarb und dort, von einer zahlreichen Nachkommenschaft umgeben, ein hohes und zufriedenes Alter erreicht hat.

Eine Kinderschar, die der des Erzvaters Jakob fast gleichkam, belebte das Haus; die Söhne hatten althebräische Namen, wie Bendiza und Elon, und unter den Töchtern war eine besonders liebliche, um derentwillen ihr Vater einen geduldigen Zuhörer an mir fand, den er deshalb auch besonders schätzte. Was hätte ich nicht getan, ihr zu gefallen, in ihrer Nähe zu sein! Sie hieß Rosalie und war wie eine „Blume zu Saron“, wie eine „Rose im Tal“, damals, am Ausgang unserer Kinderzeit — ein Mädchenkopf von orientalischer Schönheit, tiefschwarz und seidenweich das gelockte Haar, dunkel und strahlend die Augen unter langen Wimpern, zart gefärbt

die Wangen. Manchmal noch, als ich schon auf der Schule weit weg von der Heimat war, habe ich am nächtlichen Himmel zum Sternbild des Wagens emporgeblickt, unter dem ihr Haus stand, und lang noch eine Locke bewahrt, die sie mir zum Andenken geschenkt, als sie, mit den Eltern fortwandernd, mir für immer entschwand.

Bernhard Behrend wanderte mit Ehefrau Eliese und insgesamt 14 Kindern, darunter auch Rosalie, in die USA aus und verstarb im Alter von 72 Jahren am 15.11.1865 in Washington DC.

Die von J. Rodenberg angestellten Mutmaßungen darüber, warum Bernhard Behrend auswanderte, erscheinen aus heutiger Sicht interessant: „Europamüdigkeit“ vermutet er.

Wie sah Bernhard Behrend die Welt? Er hatte geholfen, Napoléon aus deutschen Landen zu vertreiben, denjenigen, der dem Land Freiheiten und Glanz verliehen, sowie den Juden dazu verholfen hatte, dass Deutschland „jetzt erst seinen Glaubensgenossen ein Vaterland ward.“ Allerdings war es ein fremder Herrscher.

Nach der Rückkehr aus den Befreiungskriegen musste Bernhard feststellen, dass der Kurfürst aus seinem Prager Exil zurückgekehrt und wieder in Amt und Würden gesetzt war und jede Spur der Zwischenherrschaft auslöschte: Die ursprünglichen Grenzen der Territorien wurden wieder genauso gezogen wie zuvor, die geschlossenen Verträge mit Kurhessen bzw.

dem Königreich Westphalen (z.B. über Grundstückerwerbe) besaßen von einem Tag auf den anderen keine Gültigkeit mehr, und darüber hinaus wurden die auf diese Verträge gezahlten Kaufpreise vom Kurfürsten nicht erstattet. Keine Beförderung – weder im Militär noch in der Verwaltung – hatte Bestand. Alle Gehälter und Besoldungen wurden wieder auf den spärlichen Stand von vor 1807 reduziert. Die „Franzosenzeit“ von 1807 bis 1815 hatte für den Kurfürsten Wilhelm I. und auch noch für seinen Nachfolger, Wilhelm II., nie stattgefunden.

Hinzu kam eine unvorstellbare Armut in der Bevölkerung. Neben den Missernten in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts wurden den Menschen in Kurhessen unverhältnismäßig hohe Steuern und Abgaben auferlegt, und durch das Festhalten an überholten Zollregeln fiel das nahe Königreich Hannover als Absatzgebiet für Agrar- oder Handwerksprodukte weg. Nicht einmal das in Rodenberg gewonnene Salz konnte dorthin ausgeführt werden [3].

Im Frühjahr 1848 brach der Unmut über diese Zustände in zahlreichen Aufständen offen aus. Beeindruckt durch den Volkszorn stimmten die Regenten zunächst einigen Reformen zu, die sie aber in den kommenden Monaten und Jahren komplett revidierten.

Berhard Behrend lebte zu dieser Zeit mit zehn Geschwistern – falls der eine oder andere nicht schon ein neues Heim gefunden hatte – und deren Kindern im Haus in der Senke neben der Auebrücke.

Vielleicht waren es die von J. Rodenberg angeführten religiösen Gründe. Vielleicht auch eine persönliche Perspektivlosigkeit. Vielleicht auch die Enttäuschung Bernhards über die politischen Verhältnisse im damaligen Kurhessen. Alle diese negativen Faktoren, jeder für sich oder im Zusammenspiel, können als Beweggründe für seine Auswanderung vermutet werden.

J. Rodenbergs Eindruck von Rosalie Behrend war offenbar ein sehr nachhaltiger. Seine Schwärmereien ergänzt seine Schwester Pauline in einem Beitrag zur Festschrift zum siebzigsten Geburtstag ihres Bruders:

„Die Kinderspiele fanden ein Ende, und die Ausbildung des Bruders wurde auf einer höheren Schule, erst in Hannover, dann in Rinteln, fortgesetzt, da der Unterricht des Hauslehrers nicht mehr genügte. Danach waren es denn immer Festtage, wenn er in den Ferien heimkam, nicht nur fürs Haus, nein, für das ganze Städtchen, das an seinem Glücke teilnahm. Am glücklichsten fühlte sich aber wohl Bruder Julius selbst; hatte er doch neben der Liebe, die er zu Hause genoss, noch eine kleine, ganz heimliche. Wie jeder wahre Dichter musste er es auch an sich erfahren, was Liebe sei – wie hätte er sonst wohl in der Poesie Fortschritte machen können? Rosalie B., ein frisches, rosiges Kind von 14 Jahren, war die Auserwählte, die von dem Fünfzehnjährigen umworben wurde, und Schwester Bertha, die alle Geheimnisse mit ihm teilte, und stets seine Lieblingschwester ge-

*blieben ist, spielte den Liebesboten und musste der Angebeteten manche Zuckertüte überbringen.“
Als seine heimliche Liebe auswanderte, war J. Rodenberg 17 Jahre alt.*

Doch die Liebe, und wäre es auch nur die eines Knaben, der seinem angebeteten „Ideal“ nichts zu bieten hat, als etwa eine Tüte mit Mandeln und Rosinen oder eine Tafel Schokolade (obendrein noch heimlich aus dem elterlichen Laden entwendet), auch sie bedarf eines Vertrauten, und ich fand ihn in der nämlichen Apotheke, die jetzt, mit ihrem traulichen Hinterstübchen und dem exotischen Duft aus den weißen Büchsen und seltsamen Flaschen des anstoßenden Raumes, mir eine Stätte der Freundschaft ward. Lieber William, wirst Du diese Zeilen noch lesen? Wer sagt es mir; denn gleich den anderen Genossen meiner Kindheit und frühen Jugend hat auch Dich der Strom des Lebens längst von mir hinweggeführt. Aber schlank und blond, mir an Jahren und Gewandtheit schon etwas voraus, mit den städtischen Manieren, die Dir die Erziehung bei hannoverschen Verwandten gegeben, bist Du mir heute noch derselbe, der Du damals warst. Denn was im Zauber der Erinnerung lebt, bleibt immer jung.

Der neue Inhaber der Apotheke, Ernst Ludwig Döpp, verheiratete sich laut Kirchenbuch am 24.08.1837,

also im Jahr seiner Übernahme der Apotheke, mit Johanne Gustine Mattaei, verwitwete Rehbock, geb. am 14.06.1809.

Aus ihrer Ehe mit dem verstorbenen Wilhelm Rehbock aus Hannover brachte sie einen Sohn mit: Wilhelm Bernhard Friedrich Rehbock. Weil aus dem damals mit dem englischen Königreich verbundenen Hannover stammend, wurde offenbar aus dem deutschen „Wilhelm“ der von J. Rodenberg erwähnte „William“, „mit den städtischen Manieren, die Dir die Erziehung bei hannoverschen Verwandten gegeben.“

Da William weder in Rodenberg geboren noch gestorben ist, findet sich zu ihm im Rodenberger Kirchenbuch kein Eintrag, jedoch gibt es einen Eintrag im Konfirmationsregister aus dem Jahr 1846: „der am 17.10.1831 geborene Wilhelm Bernhard Friedrich Rehbock, Stiefsohn des Ernst Ludwig Döpp und eheliche Sohn des verstorbenen Wagemesters (Anm.: Vorsteher einer öffentlichen Waage, Schreibweise damals mit nur einem „a“) Wilhelm Rehbock zu Hannover und dessen Ehefrau Johanne Gustine Matthaei, jetzt verehelichte Döpp des hiesigen Apothekers“

Williams weiterer Werdegang, der den Nachnamen seines Stiefvaters annahm, ist in verschiedenen Quellen gut dokumentiert:

Er studierte in Marburg Medizin und entschied sich 1856, nach Amerika auszuwandern. Als (Schiffs-)Arzt durfte er kostenlos auf einem Segelschiff mitfah-

ren, und nach einer stürmischen Reise legten sie in New York an, von wo aus er zunächst nach Chicago ging.

Als Arzt hatte er sich in Amerika einen guten Ruf erworben. Ebenso als Investor: Im damals aufstrebenden Chicago ließ er mehrere Bürogebäude errichten. William starb in Homewood, Illinois, im Jahr 1897.

Mit dem Apotheker selbst, ihm, der meiner Großmutter als Stundenzeiger diente, wenn er von seinem Frühschoppen zurückkam, bin ich erst näher bekannt geworden, als ich schon Band und Mütze trug. Bis dahin hatte er mich nicht angesehen. Denn für ihn gab es nichts Höheres, als Student zu sein; er lebte ganz in seinen akademischen Erinnerungen aus der Zeit, als er, jetzt schon ein älterer und wohlbeleibter Herr, noch *stud. Pharmaciae* auf der Marburger Hochschule gewesen war. Nun aber, gleich in meinem ersten Semester, schloss er Freundschaft mit mir, und in meinem zweiten tranken wir Brüderschaft. Ich habe ihn dann sehr lieb gewonnen und wir waren, so oft ich in die Ferien kam, unzertrennlich. In jenem unvergesslichen Winter, als wir, die hübschen Mädchen und jungen Herren unseres Städtchens, im großen Saale des „Stockholm“ lebende Bilder stellten, hat er uns mit Schminke, Puder und bengalischen Flammen treulich beigestanden.

den; sein Töchterchen war es, das als neckischer „Puck“ den Prolog sprach, und noch kurz vor seinem Tode bin ich Arm in Arm mit ihm durch unser Städtchen gewandert. Aber auch da noch blinzelte aus seinen kleinen, klugen Augen der Pfiffikus und Schelm, von dessen Jugendstreichen mancher in der Tradition fortlebte, so wie er einmal, als im Ratskeller am „Köhrabend“ der hergebrachte Bürgerball stattfinden sollte, den ganzen Saal mit spanischem Pfeffer bestreut hatte, worauf ein unendliches Niesen ausbrach. Oder wie er ein anderes Mal einer berüchtigten Klatschbase bei nachtschlafender Zeit ein in Form einer menschlichen Zunge geschnittenes Stück Leder an die Haustür genagelt. Immerdar war und blieb er ein origineller Kauz, der am liebsten seine eigenen Wege ging. Fleißig lag er der Jagd ob, immer in einem grünen Kittel, und oben im Gebirge hatte er sich eine Vorratskammer eingerichtet, in der, im kühlen Schoß der Erde, vornehmlich Bierflaschen lagerten. Dorthin, wenn ich in die Ferien kam, habe ich ihn manchmal begleitet; und auf einem dieser Wege, als wir aus dem Walde herabstiegen, blieb er in Klein-Nenndorf vor einer Bauernscheune sinnend stehen. „Worüber denkst du nach?“, fragte ich ihn. „Darüber, ob alles Bier, das ich in meinem Leben getrunken habe, in dieser Scheune wohl Platz

hätte!“, gab er zur Antwort, mit einem Anflug, ich weiß nicht, ob von Wehmut oder Ironie.

Ernst Ludwig Döpp war nicht nur ein „Liebling“ von J. Rodenberg, sondern auch von Adolph Mithoff. In der Chronik [1] berichtet auch er über die Streiche mit dem spanischen – vermutlich Cayenne- – Pfeffer, den Döpp auf dem Tanzboden verstreuen ließ, genauso wie über die „Zunge“ der „Klatschbase“.

Döpp studierte von 1833 bis 1837 in Marburg Pharmazie. Obwohl J. Rodenberg deutlich jünger war, reichte die Gemeinsamkeit des Studiums als Anlass für eine tiefe Freundschaft. „Band und Mütze“ waren das äußere Erkennungszeichen der damaligen Studenten.

Doch zurück aus dem Jugendland ins Kinderparadies! Wie dürfte da der alte Oberförster fehlen, der Freund meiner Mutter und all ihrer Kinder? Er war noch Leibjäger des ersten Kurfürsten von Hessen, Wilhelms I., und dann sein lebelang im edlen Weidwerk bedienstet gewesen, hatte nun aber auch schon geraume Zeit den grünen Rock ausgezogen, ohne sich deswegen an die Ruhe des Pensionierten gewöhnen zu können. Beständig wanderte er hin und her, führte über alles, was ihm begegnete, Buch und hatte seine größte Freude daran, wenn, an den schönen Sommernachmittagen, sein Sohn Gustav und ich auszogen, um an irgendeiner geschützten

Stelle des alten Rodenberges Feuer zu machen, zu kochen und zu braten. Immer wiesen dann der Rauch und Geruch von verbranntem Heidekraut dem Herrn Oberförster den Weg, wenn er auf seinem Schecken, Moreau genannt, die weiße Kappe mit breitem Schirm auf dem Kopf und den braunen, mit ihm alt gewordenen Jagdhund hinter sich, heraufgeritten kam, um uns zuzusehen; wie wir mit erhitzten Gesichtern in die Flammen bliesen und die rohen Kartoffeln in Öl brieren — ein herrliches Gericht! Denn wir hatten damals einen guten Magen, und der alte Oberförster kannte nichts Besseres, als sich an dem Treiben der Jugend zu ergötzen.

Wie er älter und älter ward, kam er immer häufiger zu meiner Mutter, die seine Vertraute war, nicht selten zweimal oder dreimal an einem Tage war er da, um ihr etwas zu sagen oder zu klagen. An dem Frühlingsabend, an dem ich zum ersten Mal die Heimat verließ, um in die Ferne gen Heidelberg zu ziehen, erschien er alle Augenblicke wieder, um meine Mutter zu trösten und Abschied von mir zu nehmen; und als es nun wirklich soweit war und der Postillon draußen das Zeichen zum Einsteigen gab — doch hier will ich meine Mutter selbst reden lassen, wie sie mir, in Erinnerung an jene Stunde, nach vielen Jahren schrieb: „Wir saßen unten in der Stu-

be versammelt um den Tisch zum Abendbrot, aber keinem wollte es schmecken. Du saßest still neben mir auf einem Stuhl, ich im Sofa, wir waren so traurig. — Da trat der gute Oberförster ein, er unterdrückte seine Wehmut und sagte: „Na Junge, stecke dir dieses Knust Schwarzbrot in die Tasche, darauf rieche, wenn du Heimweh kriegst, das wird dir gut tun.““

J. Rodenberg erster Studienort war Heidelberg, wo er 1853 sein Jura-Studium aufnahm.

Lange habe ich dies Stückchen Brot bewahrt und es noch einmal wehmütig betrachtet, als mir die Kunde ward, der alte Oberförster sei nicht mehr. In der letzteren Zeit kränkelnd, hatte an einem späten Sommernachmittag ihn der Abendsonnenschein in das Gärtchen hinter seinem Hause gelockt; dort, als er auch mit eintretender Dämmerung noch nicht zurückgekehrt war, suchte man nach ihm und fand ihn in ein Rosengebüsch gesunken, tot, mit einer frisch gebrochenen Rose in der Hand.

Zum Oberförster findet sich im Kirchenbuch folgender Eintrag: „Heinrich Ernst Christoph Kiel, pensionierter Oberförster, allhier Rodenberg, Vor dem Thore (27), starb am Lungenschlage, behandelt von Herrn Physicus Dr. Cordemann, am 22.07.1853. Er war verheiratet mit Charlotte, geb. Hirsch, mit welcher er eine Reihe von Kindern gezeugt hat, davon

hier keine geboren sind, der Sohn Friedrich Christian Theodor Emil Kiel aber zu Veckerhagen Amts Sababurg am 1. Febr. 1833 geboren ist und also noch einen Vormund bedarf. Der Verstorbene ist geboren am 06.09.1778 in Oldendorf in der Grafschaft Schaumburg. (...)“

Die Ehefrau des Oberförsters war bereits im Jahr 1844 verstorben.

XIX. Ein Methusalem und eine Verwirrte

Indem diese Gestalten an mir vorüberwandeln, kommt auch einer, von dem man sagte, der liebe Gott habe vergessen, ihn abzurufen. Er hatte Methusalems Alter; in der Tat, er war so alt, dass auch die ältesten Leute sich nicht erinnerten, ihn jung gesehen zu haben. Er war jüdischer Gemeindediener und bewohnte seit Menschengedenken mit seiner beträchtlich jüngeren Frau (wie wohl auch diese die Jahre des Psalmisten schon erreicht haben mochte) die beiden ebenerdigen Stübchen des Schulhauses in der Hinterstraße. Dieser Alte nun, obgleich ausgetrocknet wie eine Mumie, hatte doch, wahrscheinlich um die Vorsehung zu täuschen, die Allüren eines Jünglings: Er scheute nicht Wind noch Wetter, und war es im Winter oder Sommer, er ging strack daher, ohne Stab noch Stecken, mit dem rüs-

tigen Schritt des Wanderers, der noch eine weite Wegstrecke vor sich hat. Sobald aber in der Gemeinde sich ein Sterbefall ereignet hatte, war er wie umgewandelt: dann trug er seinen Samstagshut, und auf einen Stock gestützt schlich er trübselig an den Häusern hin, ein rührendes Bild — um dem Allmächtigen über Leben und Tod Mitleid einzuflößen, sagte man. Doch der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, an den er glaubte, ließ sich nicht überlisten: Eines Tages ward auch er zu seinen Vätern eingetan, und ich erinnere mich noch, dass, als er zu Grabe getragen ward, niemand wusste — und er selbst hat es vielleicht nicht gewusst —, um wie viel er das hundertste Jahr überschritten hatte.

Nicht ganz so harmlos — und sogar ein wenig beschämend für mich — ist die Erinnerung an ein vom Schicksal heimgesuchtes Ehepaar, das gleichfalls in der Hinterstraße hauste. Der Mann hieß Hirsch, ward aber, da er mit Kühen handelte, nur Kuhhirsch genannt; seiner Frau, die, aus Süddeutschland stammend, von etwas besserer Art war, hatten sich im unglücklichen Zusammenleben mit ihm die Sinne verwirrt, und ihr Sohn war taubstumm. In diesem häuslichen Elend hatte sich bei ihr die Wahnvorstellung ausgebildet, sie sei eine Prinzessin aus Morgenland und ihr Mann der böse Geist, der sie gefangen halte. Der Bedauernswerte

ging schwermütig seinem Handel nach und zitterte vor ihr; denn ihr Widerwille gegen ihn hatte sich zum Hass gesteigert, und sie trieb die tollsten Streiche. Wo sie nur einen bunten Fetzen finden konnte, schmückte sie sich damit, aus seidenen Lumpen machte sie sich einen Kopfputz, und ein Stück Gardine diente ihr als Schleier. Sobald sie sich sehen ließ, waren die Kinder hinter ihr her, und einmal hörten wir, wie sie sich draußen auf der Straße zuriefen: „Kommt doch bloß an die Aue, die Kuhhirtin ist da!“ Wir liefen mit zum jenseitigen Ufer, von dem man gerade hinübersehen konnte nach dem verwilderten Grasfleck hinter ihrem Hause. Da stand die arme Törin am Wasser, festlich angetan mit einem Turban von gelbem Stoff, und rief in kläglichen Tönen ein übers andere Mal: „Kuhhirsch, du musst sterben!“ Dann nahm sie vom Boden eine Strohuppe auf, wie man sie wohl als Vogelscheuche in die Kirschbäume setzt, aber vollständig bekleidet mit ihres Mannes Rock und Hut, hob sie hoch in die Luft, schleuderte sie dann ins Wasser und rief ihr, wie das Ding langsam den Fluss hinabschwamm, mit lauter Stimme nach: „Glückliche Reise, Kuhhirsch!“

Kinder sind grausam; wehrlose Geschöpfe zu quälen, ja, sich an ihren Qualen zu ergötzen, macht ihnen Vergnügen. Es muss wohl ein Zug der

menschlichen Natur sein, der erst durch Erziehung und Erfahrung überwunden wird, wenn das Nachdenken erwacht und das große Mitleiden kommt, das fremden Schmerz oft tiefer als den eigenen empfindet. Wer in seinen späteren Jahren begreift es, dass er einmal, kalten Blutes, Schmetterlinge lebendig aufgespießt und Käfern die Beine ausgerupft hat; dass es die Unglücklichen unter seinen Mitmenschen waren, die Missgeformten und Gekennzeichneten, die seinen Mutwillen herausforderten und über die er lachen konnte?

Aber selbst uns Kindern blieb das Lachen im Halse stecken, als wir diese Närrin sahen, die mit ihrem Strohwisch alles Herzeleid von sich zu werfen meinte. Ja, heute noch fällt sie mir manchmal ein, wenn ich einen recht unangenehmen Brief mir von der Seele gewälzt und in den blauen Kasten geworfen habe. Dann, wenn hinter ihm die Klappe zufällt, sage ich wohl leise vor mir hin: „Glückliche Reise, Kuhhirsch!“

In [6] ist eine Aufstellung der jüdischen Familien in (Groß-) Rodenberg für das Jahr 1823 enthalten. Aufgeführt ist eine Familie Hirsch, Joseph, mit vier Personen in der Stadt Rodenberg. Beruf: unbefugter (Anm.: nicht angemeldeter) Viehhandel, Rechtsstellung: kf. (Anm.: kurfürstliche?) Wohnerlaubnis (kein Schutz u. Bürgerrecht)

XX. Der Kurfürst in Bad Nenndorf

Von den Spaziergängen, wenn, jeden Vormittag gegen elf die Schulstube geschlossen und die kleine Herde, begleitet von der Mutter und unter Aufsicht des Lehrers, ins Freie getrieben wurde, habe ich schon gesprochen; auch wie unangenehm sie uns waren. Wir zählten jeden Baum in der langen, langweiligen Pappelallee, und glücklich waren wir, wenn das Ziel erreicht worden, der Kreuzweg mit dem Meilenstein, an dem wir umkehrten.

Aber einige Male gab es doch auch hier etwas zu sehen, was Abwechslung in das Einerlei brachte. Das war im Herbst und im Frühjahr, zur Zeit der Messe, wenn die Wagenzüge vorüberkamen, in denen die Kaufleute nach Braunschweig oder Leipzig fuhren. Denn dies war die große Straße, die von Köln über Minden und Nenndorf nach Hannover

und Braunschweig bis Leipzig ging und in altgewohnter Weise den ganzen Verkehr zwischen diesen mächtigen Handelsplätzen vermittelte. Nur langsam erst in deutschen Landen, bald hier, bald dort, war mit dem Eisenbahnbau begonnen worden, aber ohne sichtbaren Zusammenhang, sodass die Neuerung fast als das erschien, was man heute einen Sport nennen würde, und der Kurfürst von Hessen ausrief: auch er wolle seine Eisenbahn haben, und wenn sie ihn tausend Taler kosten solle! Doch dauerte es noch ziemlich lange, bis dies Fürstenwort sich für unsere Gegend erfüllte; die Nachbarländer waren uns weit voraus. Schon um die Mitte der vierziger Jahre war die Strecke von Hannover nach Braunschweig fertiggestellt, und auf ihr machte ich meine erste Erfahrung im Eisenbahnreisen. Es war eine große Sensation für den Vierzehnjährigen, und doch weiß ich nicht, was den stärkeren Eindruck machte, das Wunder der Fahrt oder das der Braunschweiger Messe, durch deren buntes Gewühl mein Vater mich führte.

Zur Zeit unserer Kinderspaziergänge jedoch lag auch das noch in einiger Ferne. Da kamen, wenn es zur Messe ging, an dieser Biegung der Köln-Mindener Chaussee tagtäglich in endloser Reihe hintereinander dreißig, vierzig „Beichaisen“, Wagen von jederlei Größe, Gestalt und Farbe, blaue, grüne, gel-

be, Rumpelkasten, die nur bei dieser Gelegenheit aus den Schuppen gezogen wurden, vollgepackt mit meist wohlbeleibten Männern, die in dicke Pelze gewickelt waren, Tabakbeutel am Knopfloch hängen hatten und aus langen Pfeifen dampften. Sehnsüchtig blickten wir dem Wagenzuge nach, bis er sich unter den Bäumen von Klein-Nenndorf verlor und schmetternde Hornsignale der Posthalterei von Groß-Nenndorf sein Nahen verkündeten. Denn da wurde Mittagsstation gemacht.

Das Eldorado unserer Kinderjahre war Nenndorf, wenn das Badeleben begann. Der Ort war damals kleiner, anspruchsloser, als er jetzt ist; er hatte mehr den Heimatcharakter und wurde fast ausschließlich von Kurgästen aus Hessen und dem nahen Hannover besucht. Einige der Gebäude, Badehaus, Logierhaus, Arkaden, Kursaal und das hübsche, kleine Schloss stammten noch aus dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts, als das Bad von dem damaligen Landgrafen, nachmaligen Kurfürsten Wilhelm I., begründet wurde. Liebliche Anlagen, den sogenannten Galenberg hinan, mit Tempeln und Ruhsitzen im Geschmack jener Zeit, zogen sich weit hinaus zum Walde hier, zu freien Anhöhen dort, und eine wundervolle, dunkle, stets schattige Kastanienallee bildete die Brunnenpromenade. Hier spielte zu gewissen Stunden die Musik und hier

ward, in einem prächtigen Saale, zu jeder Stunde Roulette gespielt. Hier war der Brunnen, aus dem immer ein Schwefelgeruch aufstieg, dessen Wasser den Geschmack von faulen Eiern hatte und der seinen alten Namen „Auf dem Teufelsdreck“ darum auch wohl verdiente. Hier aber auch, neben den bescheideneren Läden, die sich im Dunkel der „Allee“ bargen, glitzerten in den „Arkaden“ allerlei bunte Herrlichkeiten, die, zum Verkauf gestellt, das Entzücken der Kinder bildeten; und hier hatte der kleine Mann mit den stechenden schwarzen Augen und dem von Pomade glänzenden pechschwarzen Haar, der böhmische Glasschleifer seinen Stand, von früh bis spät mit großer Kunst in die schön gefärbten Becher Ansichten von Nenndorf und allerlei sinnige Sprüche kritzelnd, wie ich einen solchen zum Andenken noch aufbewahre. Es ist ein rundlicher kleiner Becher von gelbem Kristall, mit der merkwürdigen Eigenschaft, immer von selbst aufzustehen, wenn man ihn hinlegt, worauf die Verse deuten, die, nebst einer Abbildung des Nenndorfer Schlosschens, ihn schmücken:

Trink mich aus und leg mich nieder,
Steh ich auf, dann füll mich wieder.

Was könnt' ich alles noch von diesem Nenndorf der alten Zeit erzählen — von der Tradition, dass hier einmal der General-Feldmarschall Fürst Blü-

cher Roulette gespielt und die Bank gesprengt habe; von dem Burggrafen, dem Freunde meiner Eltern, der aber keine Burg hatte und noch weniger ein Graf war, sondern diesen altmodischen Titel nur als Kastellan und Kurfürstlicher Brunnenbeamter führte. Von dem „Marqueur“ Franz, dem ehemaligen Franzosen, der aus der Zeit des Königreichs Westfalen, da König Jérôme die Kur in Nenndorf gebrauchte, hier hängengeblieben sein mochte, immer noch gebrochen Deutsch sprach, sich nach der Mode vom Anfang des Jahrhunderts kleidete, sein spärliches Haar zu einer Tolle aufgekämmt trug und, was er sonst auch gewesen, jetzt, in seinem ehrwürdigen Alter, Kellner in der „Stadt Cassel“ war. Der Wirt dieses damals vornehmsten Gasthofs war der Bruder jenes Wilhelm Zahn, der sich durch seine vorzüglichen Aufnahmen von pompejanischen Wandmalereien und das dadurch geweckte Interesse Goethes einen Namen gemacht hat.

König Jérôme, richtig: Jérôme Bonaparte (1784-1860), ursprünglich Girolamo Buonaparte, war der jüngste Bruder von Napoléon Bonaparte. Von 1807 bis 1813 war er König des Königreiches Westphalen, zu dem auch Kurhessen und die Grafschaft Schaumburg gehörten.

Wegen seiner Feierfreude erhielt er von den Nenndorfern den Spitznamen „König Lustik“.

Der gebürtige Rodenberger Wilhelm Johann Karl

Zahn (1800-1871) war ein Dekorationsmaler, Architekt und Ornamentforscher.

Der von J. Rodenberg erwähnte Wirt des Gasthofs, dem noch heute bestehenden „Haus Kassel“, ist laut verschiedener Quellen nicht der Bruder, sondern sein Vater, ebenfalls ein Dekorationsmaler.

Tatsächlich lenkte Wilhelm Zahn das von J. Rodenberg erwähnte Interesse Goethes während eines überlieferten Treffens in Weimar im Jahr 1827 auf das antike Pompeji.

Der große Tag für Nenndorf aber war der 20. August, der Geburtstag des Kurfürsten, oder — was er während meiner ganzen Kindheit noch war — des „Kurprinzen und Mitregenten“. Er succedierte seinem, seit 1831 außer Landes lebenden Vater, Wilhelm II., erst 1847, war aber tatsächlich der Beherrscher Kurhessens mit allen diesen zustehenden Attributen.

Von den hessischen Provinzen und deren Dependenzen war — mit Ausnahme des immer etwas reitenten Rinteln, das der Kurprinz darum auch niemals besucht hat — die Grafschaft Schaumburg mit ihrer überwiegend ländlichen Bevölkerung vielleicht die loyalste. Nach ihr hieß seine Gemahlin Gräfin von Schaumburg und hier, in Nenndorf, residierte er während einiger Sommerwochen fast Jahr um Jahr. Seine Ankunft bedeutete den Höhepunkt der Saison. Wenn ihm voraus die Furagewagen mit

den prachtvollen Rappen erschienen und unser Freund, der Burggraf, seine Uniform anlegte, ging uns Kindern das Herz auf. Dann ward es lebendig in dem Schösschen, das gar anmutig, im Grünen und ganz von alten Bäumen umrauscht, auf einem sanft ansteigenden Hügel über der Promenade lag — die Flügeltüren und die bis an den Boden reichenden Fenster wurden aufgetan, der Winter zog aus, der Sommer zog ein, und endlich kam er selber, eine mittelgroße, gedrungene Figur, ein angehender Vierziger, in der hessischen Offiziersuniform, mit der hessischen Dienstmütze, begleitet von der Gemahlin und dem Häuflein seiner Prinzen und Prinzessinnen. Er bewegte sich mit einiger Leutseligkeit unter den weißröckigen Bauern der umliegenden Dörfer, den ehrbaren Bürgern des benachbarten Städtchens und machte seinen Spaziergang in der großen Allee wie alle andern. Er besaß unzweifelhaft manche gute Eigenschaft, sein Familienleben, wenn man über den Anfang hinwegsah, war tadellos, ebenso wie das Verhältnis zu seiner Mutter, der edlen, unglücklichen Kurfürstin Augusta, der Schwester König Friedrich Wilhelms III. von Preußen, jedes Lob verdient. Aber auch seine Halsstarrigkeit, sein kleinliches, oft despotisches Verhalten machten sich, lange vor dem Ausbruch des

Verfassungskonfliktes, bereits geltend. Er kannte keine Rücksicht. Schon von weitem konnte man ihn hören; denn wiewohl er nicht ohne Schwierigkeit und stets in abgebrochenen Sätzen sprach, so war er doch gewohnt, sich sehr laut zu unterhalten, wobei er sich weder in Bezug auf den Ort noch die Zeit irgendwelche Beschränkung auferlegte. Vor ihm her ging ein gewisses Bangen, das für den jugendlichen Beobachter nicht gemindert ward, als ich ihn eines Tages auf offener Promenade einen seiner kleinen Prinzen eigenhändig ohrfeigen sah — was vom pädagogischen Standpunkt aus gewiss recht löblich war, mir aber Furcht einflößte. Furcht schien das einzige natürliche Gefühl, welches das Landeskind für den Landesvater zu hegen habe, und es fiel mir nicht ein, dass man ihn auch lieben könne. Das Unglück erst hat ihn den Herzen seiner ehemaligen Untertanen nähergebracht. Mancher, der dem Kurstaat im Unmut den Rücken gewandt, hat es doch schmerzlich empfunden, als er zu sein aufhörte; und mancher hat dem Andenken des toten Kurfürsten erwiesen, was er den Launen des lebenden versagt hätte. Da sahen wir in ihm nur noch den, der in neunjährigem Exil das Heimweh nach Hessen genährt, und dessen letzter Wunsch war, in hessischer Erde bestattet zu werden. Dort, auf dem alten Friedhofe zu Kassel, neben dem

Grabe seiner Mutter, ist auch das seine, das immer noch am 20. August, seinem Geburtstage, von frommen Händen bekränzt wird.

J. Rodenberg erlebt in Bad Nenndorf den letzten Kurfürsten von Hessen Kassel, Friedrich Wilhelm I. (1802-1875).

Er war der Sohn des Landgrafen und Kurfürsten Wilhelm II. (1777–1847) und der Prinzessin Auguste von Preußen (1780–1841), Tochter von König Friedrich Wilhelm II.

Das Familienleben vom Vater wie auch vom Sohn war durch massive Konflikte bestimmt: Der Vater, Wilhelm II., hatte eine Geliebte, Emilie Ortlöpp, die er zur Gräfin von Reichenbach erhob. Das Paar hatte acht Kinder.

Seine Ehefrau, Kurfürstin Auguste und der Kurprinz Friedrich Wilhelm zogen sich vom Hof zurück und sammelten eine Opposition aus Adel und Bürgertum um sich. Am Ende eines komplexen Prozesses war der Vater, Wilhelm II., im Volk nicht mehr tragbar und verließ im Jahr 1831 den Regierungssitz in Kassel. Kurprinz Friedrich Wilhelm übernahm deshalb inoffiziell ab 1831, offiziell ab 1847, die Regierungsgeschäfte.

Aber auch um seine Familienverhältnisse stand es nach den Maßstäben des 19. Jahrhunderts nicht zum Besten. In seiner Studienzeit in Bonn hatte er die mit einem preußischen Leutnant verheiratete Gertrude Lehmann kennengelernt, die Scheidung von ihrem

Mann erreicht und sie im August 1831 geheiratet. Sie war eine Bürgerliche, damit nicht standesgemäß und als Geschiedene inakzeptabel für die Ehe mit einem Thronfolger. Nach seinem Regierungsantritt erhob er sie zur Gräfin von Schaumburg und später zur Fürstin von Hanau.

Die neun Kinder aus dieser Ehe kamen nach dem hessischen Hausgesetz nicht in Frage als nachfolgende Besitzer für das Fideikommissvermögen, also für das unteilbare Vermögen „Kraft Amtes“, waren aber erberechtigt für das Privatvermögen. Friedrich Wilhelm richtete sein Streben deshalb darauf, sein Privatvermögen um jeden Preis zu vermehren, auch auf Kosten öffentlicher Gelder oder seiner Aufgaben als Landesherr.

Kennzeichnend für dieses Verhalten ist folgender Vorgang: Im Jahr 1852 kam es zu einer Regierungskrise, weil der Kurfürst für den Ausbau einer Bahnstrecke von der finanzierenden Hanauer Bank ein Schmiergeld in Höhe von 100.000 Talern erwartete, bevor er die entsprechende Konzession unterzeichnen würde. Der leitende Minister, Ludwig Hassenpflug, bot daraufhin seinen Rücktritt an, der Kurfürst verweigerte ihm aber die Demission.

So wissen selbst wohlgesinnte Biographen kaum Positives von Friedrich Wilhelm zu berichten. Auch von Zeitgenossen wird er als zögerlicher, egozentrischer Autokrat beschrieben. Das Wohl des Landes und das seiner Untertanen waren keine Faktoren, die Einfluss auf sein Handeln ausübten.

In dem Beitrag „Das ehemalige Kurfürstenthum Hessen“ von J. Rodenberg in der Deutschen Rundschau aus dem Jahr 1875 (es war der dritte Band von 160 in seiner Eigenschaft als Herausgeber) lässt er kein gutes Haar an Friedrich Wilhelm und seinen Vorfahren. Er bezeichnet die Regierungszeit als „fünfunddreißig Jahre gröblicher Missregierung, des Druckes, der Verletzung geschworener Ehre, der Nichtachtung geheiligter Rechte, der Willkürherrschaft.“

Abgesehen von seinen Besuchen in Bad Nenndorf fand Friedrich Wilhelm den Rest der Grafschaft Schaumburg nicht besonders interessant. Die Hauptstadt Rinteln, Sitz der obersten Regierungs- und Verwaltungsbehörden, hat er nie besucht. „So konnte er der Bürgerschaft dieser Stadt einen gewissen, übrigens sehr gemäßigten Freisinn nicht vergeben ...“ schreibt J. Rodenberg in seinem o.a. Beitrag für die Rundschau.

Als in der Grafschaft immer mehr freisinnige Abgeordnete gewählt wurden, zog sie den Zorn des Kurfürsten auf sich, auf dass sie „fortan wieder das wurde, was sie schon lange vorher gewesen: das kurhessische Sibirien – ein Straf- und Verbannungsort für unbotmäßige Beamte, zur Disposition gestellte Militärs und in Ungnade gefallene Minister.“

J. Rodenberg thematisiert den unermesslichen Reichtum der Kurfürsten, der auf dem intensiven Handel mit den männlichen Untertanen als Söldner basierte. Diese mussten auf vielen Schlachtfeldern weltweit,

bis hin nach Amerika kämpfen – zum Teil sogar gegeneinander, weil sie an verfeindete Mächte verkauft wurden.

Genugtuung erfährt J. Rodenberg, als er den ehemaligen Regenten „an jenem denkwürdigen Nachmittag des Jahres 1866 seiner Bestimmung entgegenfahren sah, da hörte er für mich auf, ein Gegenstand persönlichen Unwillens zu sein. (Anm.: Hessen-Kassel fiel 1866 an Preußen, und der Kurfürst ging ins Exil nach Böhmen. Die Fahrt ins Exil führte ihn über Berlin, wo J. Rodenberg ihm im Juni 1866 begegnete.) Er erschien mir nur noch im Lichte der Geschichte, die hier bereits ihr fürchterliches Rächeramt angetreten hatte.“

Mit welcher anderer Pracht aber ward dieser Tag in meiner Kinderzeit in Nenndorf gefeiert! In einem langen Zuge, aus blumen- und bändergeschmückten Pferden kamen die Bauern der Umgegend angeritten, und die Bürgergarde unseres Städtchens, mit ledernen Tschakos und weiß-roten Federbüschen, hielt vor dem hohen Herrn eine Parade ab. Am Abend dieses festlichen Tages aber erstrahlten die dunklen Bäume, deren Kronen sich wie ein Dach zusammenschlossen, von einem feenhaften Schimmer. Lichterpyramiden funkelten unter den alten mächtigen Kastanien der Hauptallee, Schalen mit brennendem Harz leuchteten taghell unter den Akazien der jüngeren Anlagen, Kränze von bunten,

hüpfenden Flämmchen umzingelten die Kuppel der Brunnenrotunde; die Fenster, Türen und Treppen des Neuenbaus, der Logierhäuser, der Galerien zeichneten sich mit feurigen Linien auf dem Hintergrunde der Nacht und des Waldes ab, dazwischen waren Sterne, Wappen und für das Kinderauge das größte Wunder von allen: an der Längsseite der Arkaden, aus einer Menge farbiger Lampions zusammengesetzt, ein riesiger, schnörkelhaft verschlungener Namenszug: „F. W.“ und darüber eine Krone.

Wenn dieses Fest vorüber war, ward es in Nennendorf immer stiller. Der kurprinzliche Hof brach auf, das Schösschen stand wieder leer, die letzten Livreen verschwanden, eine nach der anderen schlossen die Läden und Buden, und mit dem herannahenden Herbste kehrte das ländliche Stilleben zu seinen Gewohnheiten zurück.

XXI. Von Dörfern und Bauern

In dem Bilde meiner Kindheit dürfen die malerischen Erscheinungen der Bauern und Bäuerinnen nicht fehlen, welche die vornehmste Kundschaft unseres Geschäftes ausmachten. Denn rings umgeben war unser Städtchen von Dörfern, alle wohlhabend und nicht wenige reich. Es ist ein gesegnetes Land, diese Grafschaft und zumal dieses Amt, mit fettem Boden, eine Gemarkung an der anderen, mit herrlichem Eichen- und Buchenwald, mit Kämpfen und Wiesen, die manchmal, in guten Jahren, dreimal gemäht werden; dampfend von Fruchtbarkeit, wenn bei Wintersausgang der Pflug über die Äcker geht, im Frühling schimmernd vom Golde der Rapssaat und den blauen Blüten des Flachses, im Sommer ein wogendes Meer von Roggen- und Weizenfeldern, mit den roten Mohnblumen dazwischen, im

Herbste die Gehöfte widerhallend vom Ein- und Ausfahren der Erntewagen, die Scheunen voll bis zur Balkendecke, Körbe, bis zum Rande gefüllt mit den verschiedenen Obstsorten, die Wegseiten im Sonnenschein funkelnd von den Beeren der Eberesche, die Luft, sobald es dunkelt, bald hier, bald dort durchzogen vom Rauch und Widerschein der Kartoffelfeuer.

Niedersachsen sind es, die auf diesem Boden sitzen, ein kraftvolles Geschlecht, den Westfalen verwandt, hochgewachsen, Männer und Frauen, mit blauen Augen und flächsernem Haar, Nachkommen derer, die einst unter ihrem Herzog Wittekind der Heeresmacht Karls des Großen Trotz boten. Einige von ihren Dörfern sollen bis in die vorchristliche Zeit zurückreichen. Ihre Tracht ist heute noch dieselbe, die sie vor Hunderten von Jahren war, und nirgends in der Grafschaft ist sie so mannigfaltig und farbenreich, als eben hier in meiner Gegend. Am Alltag trägt der Mann auf dem langen schlicht gescheitelten Haar eine gestreifte Zipfelmütze mit Troddel, einen Rock von weißem Linnen („Wand“ = Gewand), dessen Mittelstück bis unter die Achseln reicht, eine knapp anliegende Hose von Manchester („Böxe“), hohe Strümpfe mit Schnallenschuhen und hinten am Rocke baumelnd ein paar Fausthandschuhe; am Sonntag aber einen breit-

krempigen Hut („Dreimaster“), eine bunte Weste mit Glasknöpfen und einen langen schwarzen Tuchrock mit silbernen Knöpfen, auf denen das springende Sachsenross eingeritzt ist. Noch malerischer kleidet sich die Bäuerin; wenn sie im Staat geht, hat sie auf dem Kopfe eine hohe Haube, die mit vieler Kunst gestickte „Plittmütze“, von der hinten lange Bänder herabwallen und vorn das schwere, weit aus der Stirn zurückgestrichene Haar verdeckt wird. Den Hals umschließt eine dicke Bernsteinschnur mit silbernem Schloss, und ein Silberschild hält das kunstvoll gestickte Mieder über der Brust zusammen. Von den Hüften bis zu den Füßen, die in ausgeschnittenen Schuhen und vielfarbigen Zwickelstrümpfen stecken, fällt in dichten Falten das „scharlakene“ Kleid aus einem feinen, scharlachroten Friese, „Frisat“, und darüber breitet sich eine lange, geblümete Schürze; die gewirkten Handschuhe reichen bis zum Ellbogen, und von da bis zur Achsel sind die vollen Arme sichtbar. Unter dem linken trägt sie bei Ausgängen stets das zusammengerollte „Laken“, ein großes weißes Linnentuch, das ihr bei schlechtem Winter als Mantel dient. Demjenigen, der sie zum ersten Mal erblickt, mögen sie fremdartig genug erscheinen, walkürenhaft diese Frauen in ihren feuerfarbenen Gewändern, wie aus einem fernen Jahrhundert diese

weiß gekleideten Männer; aber ohne sie wäre meine Heimat nicht das, was sie mir war und in meiner Erinnerung immer bleiben wird. Ich habe viele von ihnen gekannt, darunter manche „Engel-Marie“, die so hübsch war wie ihr Name, und manche Frau von einer regelmäßigen Schönheit, deren Spuren auch im Alter sich noch erkennen ließen. Hart arbeitend wie der Mann, steht die Bäuerin auf ihrem Posten in der Wirtschaft gleichberechtigt neben ihm; aber das hindert nicht, dass, wenn sie zur Stadt kommen oder in die Kirche gehen, er immer um ein paar Ellen voraus ist, sie hinterdrein, mit den Kindern um sich her, Bauern und Bäuerinnen *en miniature*, aber in vollem Staat wie kleine Prinzen und Prinzessinnen.

Ich weiß wohl und muss es mit Bekümmernis sagen, dass in anderen Teilen Niedersachsens, namentlich den ehemals hannoverschen, die näher an den großen Verkehrszentren liegen, der nivellierende Einfluss der Zeit nicht spurlos vorübergegangen ist, dass die Bauern dort in Tracht und Lebensführung fast zu Städtern geworden sind. Nicht zu ihrem Vorteil; sie sind heruntergegangen, nicht aufgestiegen — sind jetzt wie „die andern“ in der unterschiedslosen Masse. Die Bauern der alten Zeit gleichen darin den Fürstenfamilien, dass sie streng an der von alters hergebrachten Etikette hielten; der

sogenannte „Bauernstolz“ gab ihnen etwas Aristokratisches, und in ihrer sozialen Abgeschlossenheit, ihren Sitten, ihren Gebräuchen, selbst ihrem Aberglauben bewahrten sie noch ein gut Stück echten Germanentums. Das alles ist mit der Modernisierung an gar vielen Orten rettungslos und unwiederbringlich dahin. In meiner Heimat jedoch, dem Teil der Grafschaft Schaumburg, den das Amt Rodenberg umfasst, obwohl auch dieses jetzt vom Dampfross auf eisernen Schienen durchpflügt wird, hat doch vieles, wenn nicht alles, sich so erhalten, wie ich es als Knabe gekannt habe und hier zu schildern versuche.

Es war jedes Mal ein Fest für mich, an einem freien Nachmittag von einem unserer „Kommiss“ mitgenommen zu werden, wenn er „über Feld“, d.h. in die Dörfer ging, um unsere dortigen Kunden zu besuchen. Sie waren damals, und sind es größtenteils auch heute noch, wie Tacitus in der *Germania* sie beschrieben hat: jeder Freie wie ein König auf seinem Gehöft und jedes Gehöft ein kleines Reich für sich: „Dörfer legen sie an, nicht wie wir mit fortlaufenden, aneinander gereihten Häusern. Jeder macht sich einen freien Platz um sein Haus . . . Selbst Mauersteine und Ziegel sind bei ihnen nicht im Gebrauche. Zu allem nehmen sie rohe Balken, ohne Bedacht auf Verschönerung. Einige Stellen be-

streichen sie besonders sorgfältig . . . dass es wie gemalt und wie Striche des Pinsels aussieht.“ In dieser Schilderung des Tacitus (*Germania*, c. 16) erkenne ich, bis auf Einzelheiten identisch, das Bauernhaus wieder, wie ich es in meiner Kinderzeit gesehen habe. Wenn auch aus Fachwerk gebaut, herrscht doch der Balken vor, durch dunklere Farbe besonders kenntlich gemacht, und ein Strohdach bedeckt es. Von einem Obstgarten hinten und seinen Scheunen, Tennen und Hürden vorn umgeben, abgeschlossen durch einen hohen Zaun, liegt ein Gehöft durch einen weiten Zwischenraum abgesondert vom anderen; Stallgebäude gibt es nicht: denn unter demselben Dache mit ihrem Vieh, „zwischen denselben Haustieren, auf demselben Fußboden leben sie“ (*Germania*, a. 20). Das Erste, wenn man auf einen solchen Hof tritt, ist immer der Düngerhaufen, nach dessen Umfang und Ausdehnung man den Reichtum des Besitzers abschätzen kann; und hoch auf der Giebelspitze zeigt der aus zwei Bohlenstücken geschnittene Pferdekopf, wes uralten Stammes er sich rühmt. Gleich jedem fürstlichen Geschlecht hat so der niedersächsische Bauer sein Wappen, das er auch, wie wir sahen, auf den Silberknöpfen seines Sonntagsrockes trägt; und dass man wisse, wenn man seinem Wohnsitz naht, mit wem man es zu tun hat, ist auf dem Querbalken über dem

großen Einfahrtstor in bunten, vielverschnörkelten Lettern der Name des Erbauers, seines Eheweibes und das Jahr der Erbauung gemalt. Dies ist, abgesehen von der Scheibe, wenn der Bauer einmal Schützenkönig gewesen, der einzige Schmuck des dörflichen Hauses; denn Inschriften, wie man sie wohl anderwärts findet, sind hier selten. Eines einzigen Versspruches nur, den ich in meiner Kindheit oft genug an einem Hause in Klein-Nenndorf las, entsinne ich mich:

Um 10 Uhr ging ich aus mein Gut,
Um 1 Uhr stand es in Flamm' und Glut;
Gott gebe, dass ich solchen Tag
Nie wieder erleben mag.
1842.

Verglichen mit dieser, grammatikalisch nicht ganz einwandfreien, Inschrift lautete eine, die nicht gar weit von hier, in dem Örtchen Lügde bei Pyrmont, einundvierzig Jahre früher Goethes Aufmerksamkeit erregte, korrekter allerdings, aber auch „de-sparater“ (Annalen, 1801):

Gott segne dieses Haus!
Zweimal rannt' ich heraus;
Denn zweimal ist's abgebrannt,
Komm' ich zum drittenmal gerannt,
Da segne Gott meinen Lauf!
Ich bau's wahrlich nicht wieder auf!

Nein, etwas dergleichen würde mein Schaumbur-

ger Landsmann nicht gesagt haben; dichterisch eben nicht begabt, da denn auch das echte Volkslied ihm fehlt, und, wenn er sich hochdeutsch ausdrücken will, ziemlich unbeholfen, hat er Eigenschaften anderer Art, feststehende Züge seines Charakters: die Bedächtigkeit, die Wortkargheit, den Stolz und, wenn es sich um seinen Vorteil handelt, die Schlaueit. So lebt er und so sein Hof in meinem Gedächtnis. Das Gackern der Hühner, das Schnattern der Gänse, das Gebell des Kettenhundes begrüßten den Eintretenden; durch das Eingangstor kam er auf die lange Diele, wo rechts und links die Köpfe der Pferde, der Kühe, der Rinder und Kälber über die Krippe schauten. Immer roch es nach Rauch, der seinen Ausweg durch das Dach oder die stets offene Türe suchte; denn am Ende der Diele brannte aus niederem Herde das Feuer, über dem an einem, von der Decke herabreichenden rußigen Haken der gewaltige Kessel hing; Schornsteine gab es nicht. Ganz gemütlich dagegen war es in dem die Diele abschließenden Wohnraum; etwas dunstig wohl auch, denn er war nicht hoch, und der Bauer machte niemals das Fenster auf, im Winter nicht, um die Wärme nicht hinaus-, im Sommer nicht, um sie nicht hereinzulassen. Hier, zur Mittags- und Abendmahlzeit, um denselben Tisch saßen und aus derselben Schüssel löffelten der Bauer und die Frau,

die Söhne, die Töchter, die Knechte und die Mägde. Einfach, ohne jede Spur von Bequemlichkeit, waren die Möbel, und selbst die Ruhebänk hinter dem Ofen, der wie ein Gebäude für sich in die Stube hineinragte, mochte wohl kein sonderlich weiches Lager bieten. Herzlich aber war das Willkommen und reichlich die Bewirtung, wenn die Bäuerin appetitlichen Käse, köstliche Butter und schmackhaftes Schwarzbrot auf den Tisch setzte, wenn der Bauer mit dem Kornbranntwein kam und wir beim Abschied noch Eier und Obst mit nach Hause nahmen. Denn auch die Gastfreiheit gehört zu den Tugenden dieser Dorfmannen.

Mit all ihrer bäuerlichen Kundschaft standen meine Eltern auf dem Fuße guter, alter Bekannten. Denn meine Mutter, wenn sie gleich häuslicher Pflichten genug hatte, kümmerte sich doch auch sehr um das Geschäft, und an Tagen, an denen es viel zu tun gab, wie an Markttagen und vor den Festen, griff sie immer tätig mit ein, oder machte, wenn es besondere Käufer und Käuferinnen zu ehren galt, die aufmerksame Wirtin. Denn ohne Bewirtung ging es niemals ab; jeder, auch der Geringste, bekam sein Gläschen Schnaps und jede ihr mit Zucker und Wasser gemischtes Glas Rotwein. Handelte sich's aber um Standespersonen oder großartige Einkäufe, dann ward eine ganze Mahlzeit aufgetra-

gen, Kaffee nebst verschiedenartigem Backwerk, als da genannt sind: Franzbrot, Krenzel, Stuten und Mauschellen, und die Männer erhielten noch obendrein Zigarren. Dann saß die Gesellschaft um den gedeckten Tisch in unserem vorderen Zimmer und meine Mutter mitten unter ihnen, zumal wenn eine der Bäuerinnen anwesend war, die sie gern hatte. Da war namentlich eine Frau Riechers aus Helsinghausen, eine feine matronenhafte Erscheinung, mit zarten, etwas leidenden Gesichtszügen und einem ausgesucht guten Benehmen. Mit dieser hatte meine Mutter Freundschaft geschlossen, sie verkehrte mit ihr wie mit ihresgleichen. Das Platt, das die Bäuerin sprach, hatte einen weichen angenehmen Klang, und sie war höchst zeremoniös. In diesem Betracht gaben ihr freilich alle übrigen kaum etwas nach, sie waren es alle. Kein Hofzeremoniell hätte strenger sein können. Es war darum nicht eben leicht, mit diesen Leuten umzugehen; aber meine Mutter verstand es. Zum Zugreifen mussten sie genötigt werden; aber kein Zureden half, wenn sie genug hatten: Dann drehten sie das „Köppchen“, die Obertasse, um, stellten es auf die Untertasse und schoben diese von sich. Das Platt dieser Gegend ist dem mecklenburgischen ähnlich, und als es meine Eltern, manches Jahr später, in den Schriften Fritz

Reuters wiederfanden, war ihre Freude groß. Die Unterhaltung bei Tisch war nicht sonderlich lebhaft; denn der Bauer liebt es nicht, zwei Dinge zugleich zu tun, zu essen und zu sprechen. Überflüssige Worte macht er überhaupt nicht und ist immer bei der Sache. Desto lauter und umständlicher ward debattiert, wenn nunmehr zur Besichtigung und Auswahl der Waren geschritten ward. Stundenlang oft zog eine solche Verhandlung sich hin, vor allem, wenn die Aussteuer einer Braut eingekauft werden sollte. Gar nicht zu sagen ist, wie viele Male ein Ballen Tuch oder eine Rolle Band vom Lager herabgelangt, fortgelegt und wiedergeholt, wie jedes Stück, eins nach dem andern, von jedem Mitglied der Familie betastet und befühlt, gebilligt oder verworfen wurde, bis endlich ein Entschluss zustande kam. Das kostbarste Stück der Ausstattung, die Bernsteinschnur, machte natürlich auch die meisten Schwierigkeiten. Je nach Reinheit und Dicke der „Korallen“ — so nennt sie der Bauer — bestimmt sich der Preis, der manchmal ein kleines Vermögen darstellt; und bis man hier handelseinig wurde, dazu war in der Tat viel Geduld erforderlich. Für uns Kinder indessen war das Beste an der ganzen Geschichte, wenn ein paar Wochen später der „Hochzeitsbitter“ erschien, angetan mit dem Bratenrock, einen Strauß am schwarzen

Filzhut, in der Hand einen hohen, mit Bändern und Tüchern reich geschmückten Stab. In jedem Dorfe gab es einen solchen „Bitter“, der, wenn eine Hochzeit stattfinden sollte, in feierlicher Weise auszog, um die Gäste zu laden. Es geschah dies in einem „Spruch“ oder einer „Predigt“, in einem gebrochenen Hochdeutsch vorgetragen, das in seinem Munde wie eine fremde Sprache klang, und also begann:

„Hier setz' ich hin meinen Stab,
Und nehme meinen Hut ab;
Komme daher geschritten,
Hätt' ich ein Pferd, so hätt' ich geritten,
Weil ich aber das nicht hab',
So muss ich gehen bei Stecken und Stab“

Ich unterbreche hier den „Bitter“, um eine persönliche Bemerkung einzuschalten. Als ich, in der Folgezeit, nach Vollendung meiner Studien und ersten Fahrten im Ausland noch einmal in das Haus der Eltern heimkehrte, da bekamen all diese Dinge für mich eine tiefere Bedeutung, und ich sah sie mit einem anderen Verständnis an. Es ergaben sich mir Vergleichspunkte mit dem, was ich inzwischen gelernt und beobachtet hatte; was dem Auge des Kindes als ein lustiger Vorgang erschien, der sich gelegentlich zum Ergötzen aller wiederholte, das gewann jetzt für mich etwas Ernstes, Ehrwürdiges, das, unter der derben, ja selbst brutalen Art unserer

Bauern auf ferne Zeiten, fremde Völker und gemeinsame Ursprünge hinwies. War mir nicht kurz zuvor bei einer Dorfhochzeit im keltischen Wales plötzlich der Gedanke gekommen: das ist ja fast ebenso wie in unserer Grafschaft Schaumburg? Und hinwiederum, als hier die Gelage anfangen, zeigte sich's da nicht, dass wir es mit den echten Nachkommen jener Germanen zu tun hatten, von denen Tacitus berichtet (c. 21), dass „zu Schmaus und Gastung kein anderes Volk eine solche Neigung hat“? Es mag wohl nicht auf allen Hochzeiten so hoch hergehen, wie bei derjenigen, der ich damals beizuwohnen das Vergnügen hatte; aber was ich von dieser sage, habe ich wirklich gesehen. Hunderte von Gästen waren geladen, darunter einige wenige „Frifräter“, d.h. solche, die umsonst mitaßen, während alle übrigen zu den Kosten der Bewirtung beizutragen hatten. An einem Bache, neben dem Hofe, war ein weiter Bretterschlag aufgebaut, nach oben ungedeckt; auf dem Boden flammten riesige Holzscheite, ganze Baumstämme, und darüber, an eisernen Ketten, hingen die Kessel, in denen die Suppenmeere, die Reisberge, zwei Ochsen und mehrere Schweine zubereitet wurden. Was an „Stuten“ (Milchbröden), außer den achtzig Hochzeitskuchen, verzehrt wurde, mag sich auf viele Hunderte belaufen haben. Und damit nicht genug, als die

Mahlzeit vorüber, gingen die Alten noch aufs „Kaffeetrinken“ aus: Jedes Haus im Dorfe war geöffnet, in jeder Stube standen Kaffee und Kuchen, jeder Gast war willkommen — „*proximam domum non invitati adeunt; nec interest: pari humanitate accipiuntur*“ — „Sie gehen ungeladen ins nächste Haus, denn das verschlägt nichts: mit gleicher Freundlichkeit werden sie aufgenommen.“ (*Germania*, c. 21.)

Das geschah am ersten Tage; wie es am zweiten — denn so lange dauern die Festlichkeiten — und nach der durchtanzten Nacht ausgesehen haben mag, kann ich aus eigener Erfahrung nicht sagen. Doch auch in diesem Punkte glaube ich für meine Landsleute einstehen zu können, von deren Ahnen Tacitus gesagt hat: „*diem noctemque continuare potando nulli probrum*“ — „Tag und Nacht fort zu zechen ist keinem eine Schande“ (*Germania*, c. 22).

XXII. Die geschichtsträchtige Stadt

Wenn ich, über so viele Jahre rückwärts schauend, den Versuch mache, in der Seele des Kindes, das ich einmal war, zu lesen, so finde ich außer dem Bestreben, meinen Geschwistern gegenüber, das Recht des Älteren geltend zu machen, einen Zug, der mich von ihnen unterschied: nämlich ein unbestimmtes Verlangen nach dem Verborgenen, nach dem, was vor oder hinter meinem Gesichtskreise lag. Dieses war es, was mich antrieb, in den Ecken und Winkeln unseres Hauses zu suchen; auf dem Boden unter den alten Kisten und Kasten zu sitzen; aus dem Dachfenster hinauszuschauen, wo die Wege sich zwischen den Wiesen verloren, oder den Wanderern nachzublicken, die hinter den Höhen des Berges verschwanden. Meine Seele wanderte mit ihnen, und doppelt schwer dann ward es mir, zu

dem Zwang des Unterrichts in der Schulstube zurückzukehren.

Die Sage ging, dass unser Städtchen, das jetzt im Tale liegt, einst, in alten Zeiten auf dem Berge gelegen habe, der heute noch der alte Rodenberg heißt. War es darum, dass es mich, als Knaben schon, immer wieder hinauf zog, dass ich nichts Schöneres denken konnte, als hier oben umherzustreifen, die Schluchten auf und nieder, in deren Steingeröll ich mir einbildete, die Trümmer der alten Stadt zu sehen? Gänzlich unberührt vom Pflug oder Spaten war damals noch der Berg — nur dass am östlichen Abhang, dicht am Fuße, sich einigcs Ackerland hinzog — und selten betreten von Menschen, außer auf den Pfaden, die zu den jenseitigen Dörfern führten. Sonst keine Spur lebender Wesen, keine Wohnstatt weit und breit. Einsam dehnte sich die bemooste Fläche des Berges, und über seine Heidewellen strich der Wind.

Doch auch in unserem Städtchen gab es einige Partien, die mich besonders anzogen, weil sie von der Vergangenheit sprachen. Alt waren ja die meisten Häuser — ich erinnere mich während meiner ganzen Kindheit und Jugend nur dreier, die neu gebaut wurden —; aber solche hatten es mir doch besonders angetan, die einen tiefen dunklen Flur besaßen oder etwas abseits an einem Wässerchen lagen

oder von hohen Baumkronen wie versteckt wurden. Ich dachte darüber nach, wie die Leute darin leben mochten und sie schienen mir alle beneidenswert; und da selbst in dem kleinsten Orte sich hin und wieder Romane zutragen, die denen in der großen Welt nichts nachgehen, so kam mancherlei davon auch zu den Ohren des heranwachsenden Knaben, was seine Wissbegier reizte, glücklicherweise jedoch, da es unverstanden blieb, seiner Phantasie nicht schadete

Ein Gebäude war da, das nachweisbar Jahrhunderte zählte: das ehemalige Schloss der Grafen von Schaumburg. Es lag ein wenig außerhalb des Städtchens auf einem Hügel, an dem man noch die Form der Umwallung und darunter den Festungsgraben erkennen konnte. Jetzt war er trocken, und Brennnesseln wuchsen darin; auch unterirdische Kammern gab es hier, aus denen es, mitten im Sommer, kalt heraus wehte. Zum Spielen war dies kein Platz, auch entsinne ich mich nicht, dass ich je mit irgendeinem anderen Knaben zusammen hier gewesen wäre; was mich lockte — wie unklar immer — war der eigenartige Zauber, der um die Stätten einer historischen Vergangenheit webt. Es kann mir nicht einfallen, dem Kinde nachzusagen, was doch erst dem Gereifteren zum Bewusstsein gekommen sein kann. Aber sicher ist, dass der Sinn für Geschichte,

von meinem Vater geerbt, von meinem Lehrer gepflegt, frühe schon in mir erwacht ist.

Reiche Nahrung für diesen erwachenden Trieb fand ich in unserem Bücherschrank, vornehmlich in dem Fache, das meines Vaters literarische Schätze barg: an erster Stelle Brockhaus' Konversationslexikon in drei oder vier dicken Bänden nebst seinem Supplement, das den Titel trug: „Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände“ und auf dem ersten Blatt die Verse, ich glaube von Calderon, hatte:

Wie der Verfasser es schrieb,
Nicht wie der Diebstahl es druckte,
Dessen Müh ist stets, dass er richte
Anderer Mühe zu Grunde.

Dann kamen Beckers, dann Rottecks Weltgeschichten, dann ein von meinem Vater besonders geschätztes Buch: „Beschreibung des Kurfürstenthums Hessen von G. Landau“.

Es liegt jetzt neben mir, wie es damals war, in demselben Einband von gesprenkeltem Papier, an dem ich den Buchbinder unseres Städtchens erkenne, der nebenbei Chaussee-Gelderheber war. Wehmut ergreift mich, wenn ich das alte Buch aufschlage, auf dessen Titelseite ich „Kassel, 1842“ und als Motto die Worte lese: „Was man nicht kennt, kann man nicht lieben; Bürgertugenden gedeihen nur da, wo Liebe zum Vaterland herrscht.“

Aber der Liebe zum Vaterlande geht naturgemäß die Liebe zur Heimat voran; und soll ich es gestehen, dass das Bild der wirklichen Heimat, meiner Erdenheimat, wenn ich so sagen darf, allmählich das jener anderen, unirdischen verdrängte; dass die Geschichten der Bibel, meinem Herzen darum nicht minder teuer, immer mehr in die poetische Ferne rückten, während ich hienieden den Boden der Heimat unter den Füßen zu fühlen begann. Mehr lieben konnte ich sie nicht; wohl aber sie besser kennenlernen — lernen, dass, um ein Bürger dieser Welt, dieses Landes, dieses Gemeinwesens zu sein, man ihre Geschichte kennen müsse; und dass auch der Bezirk, den der blaue Deister begrenzt, diese kleine Stadt mit den roten Dächern am weidenumbuschten Flüsschen, ihre Geschichte habe.

Das Schloss der Grafen von Schaumburg, wie ich es als Knabe noch gekannt habe, ist in dem großen Brande, der am 5. November 1859 einen beträchtlichen Teil meiner Vaterstadt einäscherte, gleichfalls zugrunde gegangen. Seitdem auch hat diese durch viele Neubauten ein anderes, moderneres Aussehen erhalten als zu meiner Zeit, da sie noch etwas vom Charakter der altmodischen Ackerstadt hatte. Wie alt aber muss sie sein, da urkundlich feststeht, dass die Herren von Santerleben —

sie kamen aus der gleichnamigen Stadt in der Nähe von Magdeburg — noch vor Erhebung des Geschlechtes zur Grafenwürde, also etwa zu Beginn des 11. Jahrhunderts, hier ihren Sitz hatten; dass ihre Burg im 14. Jahrhundert erneuert und dem bisherigen Flecken im Jahre 1615 Stadtrecht verliehen ward. Ein Bier ward hier gebraut, „Kinkeldei“ genannt, das so berühmt war, dass ein zeitgenössischer Dichter es in lateinischen Hexametern besungen hat. Glücklicher preist er die Stadt ob dieses Trunkes — „Kinkeldaea, tuus potus“ — der, von Farbe goldgelb — „auricolor“ — den Magen und das Herz erwärme und den benachbarten Bauern und „transdeisterischen Männern“ in vollgeladenen Vierspännern zugefahren wurde. Noch weiter in die graue Vorzeit deutet der Name unseres Flüsschens, der Aue, der auf das althochdeutsche „aha“, Wasser, zurückführt, wie denn fast alle diese kleinen Gewässer der Nachbarschaft, die mittelbar oder unmittelbar in die Weser fließen, so heißen: die Sachsenhäger, die Obernkircher Aue und zum Unterschied die unsere, Kasp- oder Steinaue.

Eine sagenhafte Erinnerung heftet sich auch an das altersgraue Kirchlein in Grove, das mit seinem viereckigen hölzernen Turm im Schatten hundertjähriger Bäume liegt und an dem ein ehrwürdiger

Pfarrer von fast gleichem Alter amtierte. In seiner Kirche nun ward eine Stelle gezeigt, an der sich ein tragisches Geschick vollendete. Nicht weit von hier, unter dem Deister, zwischen dem Herzog Magnus Torquatus von Braunschweig und dem Grafen Otto II. von Schaumburg war es 1373 zur Schlacht gekommen, und jener, vor Beginn des Treffens, hatte geschworen, er wolle die Nacht auf feindlichem Boden schlafen. „Doch das Kriegsglück“, erzählt Landau, „wendete ihm den Rücken, und er fand auf dem Schlachtfelde den Tod. Der Sieger aber ehrte den Schwur des Feindes und führte die Leiche mit in sein Land, wo er sie in der Kirche zu Grove niederlegte, damit der Schwur in Erfüllung gebracht werde.“

Historisch beglaubigte Erinnerungen knüpfen sich an das Schloss seit dem Dreißigjährigen Kriege, dessen Stürme auch hier verspürt wurden. Noch sind es nicht viele Jahre, dass am 28. Juni 1883 das Städtchen Oldendorf, von dem unsrigen nur wenige Stunden entfernt, den 250. Gedenktag des nach ihm benannten Sieges der Protestanten über das Heer der Liguisten feierte, den der Kanzler Oxenstierna „den ersten Sonnenstrahl nach Gustav Adolphs Tode“ nannte. Mit seinem Bildnis auf der Brust gingen die mit den Hessen und Braunschweig-Lüneburgern verbündeten Truppen in die Schlacht, und

mit seinem Wahlspruch „Gott mit uns“ ritten sie die feindlichen Reihen nieder. Fünf Jahre später freilich, als sie das von den Kaiserlichen besetzte Schloss unseres Städtchens berannten, mussten sie das „Ferdinandus Victoria!“ über sich ergehen lassen und unverrichteter Sache wieder abziehen.

In meiner Kinderzeit stand das Schloss ziemlich verödet da, nur in einem Flügel ward es noch von dem Justizamtmann bewohnt und im Übrigen zu Lagerräumen und Kornböden von der benachbarten „Konduktion“ benutzt, einer kurfürstlichen Domäne, die früher ein Vorwerk gewesen. Diesen ganzen Bezirk, in dem jetzt Gefängnis, Amtsgericht und Renterei lagen, umschloss ehemals ein Graben, von dem nur noch ein trübes morastiges Stück im „Poggenwinkel“ (Pogge das niederdeutsche Wort für Frosch) übriggeblieben war, ebenso wie von den sechs Toren und Brücken des Schlosses nur eine noch existierte. Von dem Tore der Stadt indessen war keine Spur mehr vorhanden; da, wo es gestanden haben mag, hob und senkte sich jetzt der Schlagbaum, und nur dem außerhalb desselben gelegenen, ziemlich weitläufig bebauten Teil unseres Städtchens war der Name „Vor dem Tore“ verblieben. Diese Gegend hatte für den Knaben ihren ganz besonderen Reiz. Hier war der Nagelschmied, in dessen finsterer Werkstatt vom Herde Funken sprühten

und ein melancholischer Hund den ganzen Tag lang in einem großen Rade, das den Blasebalg in Atem hielt, rund zu gehen schien, obwohl er nie von derselben Stelle kam. Oberhalb dieser Merkwürdigkeit lag, am Hügelrande zerstreut, eine Reihe kleiner Häuser, die Knochenburg genannt. Seltsame Leute wohnten dort, unter ihnen eine steinalte Frau, die durch „Besprechen“ Menschen und Tiere zu heilen verstand. Hier begann der steile Weg, der zu meinem geliebten Berg hinaufführte; und rechts davon, durch einen dichten Heckengang, kam man zu unserem zweiten, größeren Garten, in dem es keine Blumen und Erdbeeren, sondern nur Kartoffel-, Kohl- und Rübenfelder gab. Und doch, wie glücklich waren wir, wenn wir im Frühling die Mutter hinausbegleiten und ihrem Generalstabschef Nelse zusehen durften, wie er grub und säte! Manchmal auch durften wir selber mit Hand anlegen, und wenn der kräftige Bodengeruch aus der ausgeworfenen Scholle dampfte und die ungewohnte Tätigkeit in freier Luft ein neues Gefühl des Wohlbehagens weckte, glaubte ich, dass es kein größeres Glück auf Erden gebe, als das eigne Feld zu bebauen; und wie früher Dorfschulmeister, wär ich jetzt am liebsten Landwirt geworden. Aber weder den einen noch den anderen Wunsch hat das Schicksal mir gewährt;

vielleicht, um — nach dem Goethewort — mir etwas über meine Wünsche zu gewähren.

Inmitten all dieser Erinnerungen unverrückbar und unverändert steht der „Stockholm“, ein Gasthof mit behaglicher Wirtsstube, schönem Saal, wohlgepflegtem Garten, bedeckter Kegelbahn — damals wie heute noch, für die guten Bürger meines Heimatortes, nach des Tages Last und Arbeit die Stätte der Erholung. Warum „Stockholm“, hab ich mich oft gefragt? Ist es vielleicht eine letzte Reminiszenz an die Schwedenzeit? Wäre dem so, dann müsst es nicht die stürmische Gustav Adolfs, sondern die friedlichere Bernadottes sein, der, 1813, nach der Schlacht von Leipzig und dem Zusammenbruch des Königreichs Westfalen, im Namen der Alliierten und für den heimkehrenden Kurfürsten Besitz von der Grafschaft Schaumburg ergriff und für ihre Verwaltung eine provisorische Regierungskommission einsetzte. Vielleicht, dass da meine von dem verhassten Joch befreite Vaterstadt, um sich dankbar zu erweisen, dem neu erbauten Wirtshaus den Namen von Schwedens Hauptstadt gab. Es ist nur eine Vermutung, für die mir allerdings der Nachweis fehlt. Weshalb man aber, damals wie heut, „der“ Stockholm sagt, das kann ich nicht einmal vermuten.

Bei diesen etymologischen Schwierigkeiten indes will ich mich nicht aufhalten. Wichtiger ist mir,

was ich in diesen Räumen erlebt habe, was der „Stockholm“ mir in späteren Jahren geworden: der Schauplatz meiner „jungen Leiden“ und Freuden. Vergessen werde ich nie jene Ballnacht, in der mir hier in holder Jungfräulichkeit ein Wesen erschienen ist, das meine Seele mit allen Idealen des Reinen und Schönen erfüllt hat — vergessen nie jenen Abend, an dem alles Lust und Fröhlichkeit war, und wir, mit traurigem Abschiedsblick, uns Lebewohl sagten für immer — — —

Im Gegensatz zu J. Rodenbergs Annahme geht der Name „Stockholm“ tatsächlich auf den Dreißigjährigen Krieg zurück:

„Ab März 1643 folgten vier Jahre, in denen die Bevölkerung weniger unter den Kriegshändeln als unter den Raubzügen der in und um Rodenberg stationierten Soldaten litt. Vor dem Oberen Tor lag der Sattelbürgerhof „Klakenburg“, dessen Besitzer Konrad Klak war. Eines Nachts versuchten mehrere Marodeure sich in den Hof einzuschleichen. Sie wurden jedoch von Klak und seinen beiden Söhnen rechtzeitig bemerkt. Um die Räuber zu vertreiben, schossen die Klaks auf die Eindringlinge, wobei einer von ihnen getötet wurde. Darauf vereinigten sich die Marodeure und beschlossen, den Tod ihres Kameraden zu rächen. In einer der folgenden Nächte drangen sie in die Klakenburg ein, überfielen die Hausbewohner im Schlaf, ermordeten sie und raubten alles, was sie

vorfanden. Dann setzten sie die Gebäude des Hofes in Brand. Die alarmierte Hilfe kam zu spät. Die Raubmörder waren schon in der Finsternis verschwunden.

Die Klakschen Erben, die mit dem vernichteten Hof nichts anfangen konnten, verkauften das Grundstück und alle dazugehörenden Ländereien an Olaf Jansen, einen invaliden schwedischen Wachtmeister. Jansen war während der kriegerischen Auseinandersetzungen schwer verwundet und von der Familie des Ratskrügers Jobst Amelung gesund gepflegt worden. Er hatte sich in Rodenberg niedergelassen und Margarethe, die Tochter des Ratskrügers, geheiratet. Der Kaufvertrag für das Klaksche Grundstück wurde am 3. Januar des Jahres 1644 abgeschlossen. Danach übergab Jansen dem Rodenberger Bürgermeister 100 Taler für arme hungernde Waisen Kinder, die ihre Eltern durch den Krieg verloren hatten. Damit erwarb er für sich die „Erbkruggerechtsame“, eine besondere Form des vererbaren Schankrechtes, und baute auf seinem neu erworbenen Grundstück einen Gasthof, den er nach seiner Vaterstadt ‚Stockholm‘ nannte.“ [7]

Mit „etymologischen Schwierigkeiten“ meint J. Rodenberg die Möglichkeiten der Wortherkunft des Gaststättennamens.

Mit dem „in holder Jungfräulichkeit“ erschienen Wesen erinnert er sich sicherlich an die unvergessene und im Kapitel XVIII. gewürdigte Rosalie Behrend.

XXIII. Der Revenant

„Auf meinem lieben Berge heb ich zu singen an“ —

Ja, dies ist die Stelle, hier, am sanften Abhang, im blühenden Heidekraut, um die liebliche Johanniszeit. Welch ein Ort, um zu träumen! Ganz einsam ist es hier oben — tiefe Stille, wie wenn es hier ewig Sonntag wäre, keines Menschen Schritt vernehmbar —, nur der weiche Sommerwind, der über die bemooste Fläche streicht, nur die Lerche, die über mir jubiliert, und neben mir um die Blumen am Rain summen Käfer und Bienen. Hinter mir der kleine Wald, der Neuenhau, die Pfade von Gestrüpp überwachsen, ein grünes Labyrinth, duftend von wildem Thymian, weißlich schimmernd von der Blüte des Waldmeisters, dämmerig vom dichten Laub, durch das nur einzeln ein Strahl der Sonne dringt. Unter mir, am Fuße des Berges, das traute

Städtchen mit Wiesen und Gärten, die Pappelallee links, die Chaussee rechts, und hinter den Weidenbäumen das Gradierwerk der Saline mit der dunklen Dornenwand, die alte Mühle, das braune Haus — o, wie dieser Mittagszauber die Brust zusammenschnürt und die Seele dennoch weit macht!

Über diesen Berg, auf dem ich zuerst die Sonne aufgehen und später — ach, wie oft! — niedergehen sah, führte mein Weg aus der Kinderzeit zu den Jünglingsjahren; und heute, nach mehr als einem Menschenalter, komme ich, um die alten Stätten noch einmal zu sehen.

Es ist Herbst geworden.

Nach offenbar langer Zeit kehrt J. Rodenberg um 1905/1906 in seine Heimatstadt zurück.

Er beschreibt zunächst „im Geiste“ eine frühere Wanderung von der Windmühle Richtung Süden, vorbei am „Neuenhau“, ein ehemaliger Laubwald am Südwesthang des Alten Rodenbergs. Er blickt auf die in seiner Jugend noch in Betrieb befindliche, aber 1876 aufgegebene Saline vor der noch heute bestehende Domäne und erinnert sich an seine Jugend.

Die Bemerkung „Es ist Herbst geworden“ darf als Metapher für seinen persönlichen Herbst verstanden werden, denn er befindet sich im 75. Lebensjahr.

Solch ein Duft liegt über der Landschaft! Gestern Abend schon, im Mondenlicht, bin ich tastend die-

sen Weg gegangen, und nun hat sich der Traum an mir erfüllt — mir bangt vor einer Begegnung! Und doch ergreift mich tiefe Wehmut, dass keiner mich mehr erkennt. Ein neues Geschlecht ist herangewachsen.

„Nur die Natur
Liegt an dem ew'gen Ankergrunde fest“ . . .

Nein, auch sie hat sich gewandelt. Diese Linden, junge Stämmchen, in meiner Kinderzeit gepflanzt, breiten ihre mächtigen Kronen über meinem Haupt, und zitternd malt der Mondenstrahl den Schatten ihrer Blätter vor mir hin. Wo früher eine Wassermühle schwerfällig das Rad wälzte, ragt jetzt ein hoher Schornstein . . . Aber die Wiese breitet sich noch wie vormals, und durch die Mondendämmerung blinkt ein Licht vom „Grünen Baum“, der Wirtschaft an der Auenbrücke. Geisterhaft auf dem Hintergrunde des Himmels zeichnet sich, wie hingehaucht, die dunklere Linie des Deisters und darüber das Tannenwäldchen . . .

Und nun ist es Tag, ein Morgen sonnig und kühl. Wir haben in Nenndorf Quartier gemacht, und ich wandere durch die Anlagen, in denen es jetzt ganz still ist. Ich finde die Schaukel wieder, an der wir als Kinder uns so manchmal vergnügt, und gelange dann auf einen freien Aussichtspunkt, von dem ich drüben den Berg sehe, den Berg mit der Windmüh-

le, den lieben, alten Berg, den Spielplatz meiner Kindheit, den Vertrauten meiner Jünglingsjahre, und an seinem Abhang hingestreckt meine kleine Vaterstadt.

Mein Herz war beklommen und dennoch eines unaussprechlichen Wohlgefühls voll, etwa so, als ob ich jünger geworden, oder als ob der Boden mich leichter trüge. So muss einem Schwebenden zumute sein. Mir war, als ob ein Empfinden von Liebe aus meiner Seele ströme, das die stille Hügellandschaft unter dem feinen Nebel einer strahlenlosen Herbstsonne mir stumm erwidere.

Langsam steigen wir den Berg hinan auf dem Wege, der einst das Ziel und der Inbegriff all meiner Sehnsucht war. Wir kommen an dem christlichen Kirchhof vorüber, auf dem alle die Heimatgenossen ruhen, die mir einmal so lieb gewesen. Wir betreten den jüdischen Friedhof und suchen die halb eingesunkenen Steine, die das Grab meiner Großeltern bedecken. Wie weit, wie weit ab vom Leben und der Welt! Welch ein tiefer, wundersamer Frieden hier oben, wo sich unter den Schleiern der Vergangenheit ein Versprechen der Ewigkeit zu bergen scheint. Habe ich diesen Moment vorausgeahnt, als ich, ein Knabe, an dem Erkerfenster saß und in das Abendrot sah?

Weiter steigen wir bergan, an einer Gruppe Kin-

der vorüber, welche Kühe hüten — auf den Feldern Leute beim Kartoffelhacken, sie schauen von der Arbeit auf, den beiden einsamen Fremden nach. Jetzt haben wir die Höhe des Berges erreicht und schreiten über den Heideboden, wo die roten und die gelben kleinen Blumen mich freundlich anblicken. An den Schluchten gehen wir vorüber, in denen um diese Zeit des Jahres unsere Kartoffelfeuer brannten. Aber den „Neuenhau“ suche ich umsonst; und wie aus weiter Ferne klingen mir die Verse Walters von der Vogelweide:

„Umbrochen ist das Feld, verhalten ist der Wald,
Nur das Wasser fließt noch, wie es weiland floß.“

Ja, der „muntre Bach“ rauscht noch im Hohlweg, wo in jedem Frühling die Schlehen und in jedem Sommer die wilden Rosen blühten, und wie einst steige ich meinen alten Lieblingspfad hinab. Da kommen wir auf die Chaussee, rechts liegt Apelern, links Lauenau, zwischen beiden Dörfern ging einst die Grenze, die hier Hessen von Hannover schied. Jetzt ist sie verwischt. Aber überall leuchten noch auf den Feldern die roten Röcke der Bauermädchen und die weißen Kittel der Bauerburschen; und hier ist auch der Schlagbaum, durch dessen Schwarz-Weiß das alte Weiß-Rot noch durchschimmert . . .

Mit einem Zitat aus Schillers „Die Braut von Messina“ stellt er fest, dass sich, im Gegensatz zum Zitat,

die Natur verändert hat. Von seinem Aussichtspunkt (wahrscheinlich der südl. Galenberg) in Bad Nenndorf schaut er auf den Alten Rodenberg und seine Heimatstadt.

Während der anschließenden Wanderung sucht er den „Neuenhau“ vergeblich, weil der Wald zugunsten von Ackerflächen gerodet war.

Dem von ihm beschriebenen Schlagbaum zwischen Apelern und Lauenau kam Anfang des 20. Jahrhunderts keine funktionelle Bedeutung mehr zu: Das Königreich Hannover (schwarz-weiß) und das Kurfürstentum Hessen-Kassel (weiß-rot) sind bereits 1866 in Preußen aufgegangen.

Ja, Schiller hat doch recht: „Nur die Natur ist redlich.“ Als ich zuletzt hier ging, da grüßten mich noch die alten Bekannten. Jetzt sind sie alle dahin. Ich habe das Gefühl des „Revenant“, der nicht mehr hierher gehört, der niemanden kennt und von niemandem gekannt wird. Wo das Haus der Großmutter stand, steht jetzt ein anderes, und das Elternhaus erkenne ich kaum wieder — das kleine Nachbarhaus und die Scheune sind abgerissen, ein Torweg ist angebaut und fort ist der Erker. Viermal seit unserem Wegzug haben neue Leute darin gewohnt. Der nunmehrige Besitzer empfängt mich freundlich — er ist der Sohn eines Mannes, der uns immer wohlgesinnt war, und er freut sich, mir die alten Räume noch einmal zu zeigen. Seine Pietät für die

Vergangenheit rührt mich, aber sie kann doch nichts daran ändern, dass mir alles fremd erscheint, ach, so fremd! Und der Garten hinter dem Hause! Da stehen wohl noch Blumen, aber es sind die nicht mehr, die meine Mutter gepflegt hat. Und doch, wie könnte ich anders, als innig dankbar dafür sein, dass mir noch jedes Mal zu meinem Geburtstag aus diesem Garten ein Strauß von Rosen und Nelken geschickt wird!

Staunend auf der Straße sehen mich die Menschen an, wenn ich auf ihre Frage: „Wie lange ist es her?“ antworten muss: „Viele, viele Jahre!“ Und immer doch ist mir, als ob ich von den alten Gesichtern eines noch erblicken müsste — eines noch an den Fenstern oder vor den Türen. Aber es kommt keines, keines; gleichgültig sehen sie uns vorübergehen, und ich frage mich: sind sie Schatten und Phantome meiner Einbildungskraft? So war mir, als ich in der Dämmerung durch die toten Straßen von Pompeji ging und immer meinte, aus einem dieser Häuser müsse ein lebendes Wesen heraustreten. Dazu das seltsame Wetter des Nachmittages, oder was mir so vorkam: der starke, weiche Wind, der umflorte Himmel und dann und wann ein bleicher Sonnenstrahl. Zauberisch, traumhaft erschien mir das Ganze und dazwischen einzelne deutlichere Bilder, die sich aber auch mehr auf das Spiel meiner

Vorstellungen bezogen, als auf die wirkliche Gegenwart.

Auf der Fahrt von Rinteln her war mir die „Reichspost“ begegnet; lustig rollte sie vorüber auf dem Wege, den ich — wie manchmal! — als Gymnasiast zu Fuß gemacht. „Auch eine Neuerung?“, fragte ich. „Ja“, erwiderte mir der Wirt in Rehren, der Halbwegsstation, „aber seit fünfundzwanzig Jahren.“ Wunderlich mit dem Alten mischte sich das Neue. Hoch über uns spannten sich die Telegraphendrähte, und uns zur Seite stand dunkel der Bückeberg, aus dessen Sandstein im 16. Jahrhundert das Rathaus zu Antwerpen, im 17. das Gildehaus der Tuchhändler zu Bremen und im 19. das Reichstagsgebäude zu Berlin errichtet worden ist.

J. Rodenberg bezeichnet sich selbst als „Revenanten“, als fremden Rückkehrer, den niemand mehr kennt. Bereits im Jahr 1857 sind die Eltern nach Hannover gezogen, 1893 ist seine Mutter an der Seite ihres Gatten in Hannover beigesetzt worden, und es darf angenommen werden, dass J. Rodenberg seit dieser Zeit seine Geburtsstadt nicht mehr besucht hat. Die Stadt ist ihm nun so fremd geworden, dass er den Gang durch ihre Straßen mit einer Wanderung durch Pompeji vergleicht ...

Das Haus der Großmutter, am westlichen Ende der Altstadt gelegen, war eines von zwei Häusern, zwischen denen das westliche Stadttor stand. Mittler-

weile wurde auf dem Fundament des ursprünglichen Gebäudes offenbar ein Neubau gesetzt.

Auch das elterliche Haus ist verändert worden: Das kleine Haus Nr. 48 stand zwischen dem Elternhaus und dem Grundstück Nr. 49 (heute Lange Str. 22). Mit seinem Abriss wurde Platz geschaffen für eine Einfahrt zur rückwärtigen Seite des Hauses. Eine Postkarte aus dem frühen 20. Jahrhundert zeigt im weitesten Sinn das heutige zweistöckige Haus, allerdings ohne Erker. Noch heute zeugt das Fachwerk am östlichen Giebel von Umbauten.

Bei dem von J. Rodenberg angetroffenen neuen Besitzer seines Geburtshauses handelte es sich um den Kaufmann Heinrich Scharff, der dort sein Geschäft betrieb.

Der ihm „immer wohlgesinnte“ Mann war der Kaufmann Friedrich Wilhelm Ludwig Scharff, Vater von Heinrich Scharff. Ihm gehörte das Grundstück Lange Str. 41, welches dem Elternhaus gegenüber lag.

Wie kam es doch, dass, indem ich über den heimlichen Boden dahinschritt, in mir der alte Hesse sich wieder regte? Dort, über der Türe des neuen Hauses, in dem jetzt die Post war, prangte das Schild mit dem Reichsadler, und von einem anderen schauten die beiden wilden Männer des preußischen Wappens auf mich herab. Konnte ich es bedauern? Konnte ich aber auch vergessen, dass ich als Kurhesse gegangen war und als Preuße zurückkam in

das unterdessen zur preußischen Provinz gewordene Vaterland? Ein Vierteljahrhundert war verflossen, seitdem das Kurfürstentum aufgehört hatte, zu sein; und zwanzig Jahre seit der Beendigung des großen Krieges, der Deutschlands Stämme geeint. Was wir auf den Schulbänken ersehnt, was unsere Dichter gesungen und die Besten unseres Volkes vergeblich angestrebt, das stand jetzt in Kaiser und Reich verwirklicht da.

„In goldenen Lettern stand ‘Kaiserliches Postamt‘ an dem 1906 am Amtsplatz erbauten Postgebäude. Zu den Zeiten der Republik wurde das ‚Kaiserliche Postamt‘ zu ‘Postamt‘ verkürzt.“ (aus ‘Bilder einer kleinen Stadt‘, herausgegeben von der Martinilogie 1990). Im Jahr 1976 musste der hübsche Bau dem heutigen Zweckbau der Volksbank weichen.

Als Folge des Preuß.-Österr. Krieges 1866 fiel Hessen an Preußen. Mithoff schreibt dazu [2]:

„In dieser verhängnisvollen Zeit weigerte sich der Kurfürst von Hessen hartnäckig, auf die Seite des national gesinnten Preußens zu treten und hielt im Gegensatz zu seinem Volke fest zu Österreich. Nachdem dieses innerhalb eines Monats mitsamt seinen Bundesgenossen mit aller Wucht niedergeworfen war, ereilte ihn sein selbst heraufbeschworenes Geschick. Er ward für immer seines Thrones entsetzt, und das Kurfürstentum Hessen wurde laut Königlicher Erklärung vom 18. August 1866 dem Preußischen Staat einverleibt. Der Kurfürst, dessen Ge-

schick gleichwohl ein tragisches zu nennen ist, lebte seit 1866 auf seinen Gütern in Böhmen. Nach seinem 1879 da selbst erfolgten Tode fand er in Kassel, seiner ehemaligen Residenz, die er im Leben nicht wiedersah, seine letzte Ruhestätte.

Auch die (Anm.: Grafschaft-) Schaumburger waren nun preußische Staatsbürger geworden. Obwohl dieser Wechsel langjährig-berechtigte Gefühle verletzte und für manche bestehende Einrichtung auch Nachteile im Gefolge hatte, so fand er aber doch in ganz Hessen sowohl wie auch in unserer Grafschaft fast überall sympathische Zustimmung. Doch als die schönste Frucht dieses unabwendbaren Krieges ging der unter Preußens König durch Bismarck geschaffene Norddeutsche Bund hervor.“

Dies alles bedacht ich, indem ich die Straße hinschritt, auf der ich als Kind gespielt hatte. Hier war das Bäckerhaus, dort der Tabakladen, und dazwischen führte das Gässchen zum Poggenwinkel. Aber siehe da — der Graben war zugeworfen, und vor dem freundlichen Hause, das an der Stelle stand, wo ehemals eine Färberei gewesen, breitete sich jetzt eine schöne Wiese aus. An Stelle des alten Gemäuers, in dem zu meiner Zeit sich Renterei und Amtsgericht befanden, stand jetzt ein stattlicher Neubau — das Schloss der Grafen von Schaumburg und alle Gebäude des einst kurhessischen Domaniums waren wie weggefegt; aber auf dem freien

Platze, von Grün umgeben, erhob sich das Kriegerdenkmal — ein schlichter Obelisk, oben mit dem Adler, und darunter die Widmung: „Die Bürger dieser Stadt ihren tapferen Söhnen“ und weiter: „Zum Andenken an den glorreichen Krieg 1870 und 1871“. Dann kamen in goldenen Lettern die Namen der Kombattanten, von denen einige den ganzen Krieg und alle Schlachten von Wörth bis Paris mitgemacht — und dann die Namen der Sechs, die gefallen, zwei davon die jener Brüder, der Söhne des Klempners, den ich in meiner Kindheit so gut gekannt, und gerade sie fast die ersten Opfer des Krieges, beim Sturm auf die Spicherer Höhen.

Mit diesem Eindruck schied ich an jenem Tage; und wenn es gleich ein wehes Gefühl war, in der eigenen Heimat ein Fremder geworden zu sein, und während Berg und Tal dieselben geblieben, doch nicht einen von denen mehr zu finden, die sie uns lieb gemacht haben: So sagte mir dies Denkmal, dass es über Freud und Leid des Einzelnen etwas Höheres gebe: dass nicht alles vergeht, „wie die Wolken“, nicht alles hinfährt „wie ein Schatten.“

Ausgehend von der Langen Straße führte J. Rodenbergs Spaziergang durch die „Poggenwinkel“ genannte Gasse. Er passierte auf der linken Seite die Bäckerei Kilian, die später im Gebäude des Textilgeschäft Erbuth aufgegangen ist. Der

Erbguthsche Gebäudekomplex wurde Ende der 1990er-Jahre zugunsten der heutigen Durchfahrt bzw. Parkplätze abgerissen.

Der Tabakladen auf der rechten Seite der Gasse (heute Lange Str. 30) ist in den 1960er-Jahren einem Neubau gewichen.

Eine Postkarte aus den Anfängen des 20. Jahrhunderts zeigt den Amtsplatz als große, teilweise gärtnerisch angelegte Fläche, welche im Norden durch das 1864 erbaute Amtsgericht (heute Samtgemeindeverwaltung) und im Osten durch das kaiserliche Postamt begrenzt wurde. Im Westen, auf Höhe der Gasse des Poggenwinkels, befanden sich einzelne Häuser.

Diese große Freifläche war das Ergebnis des großen Stadtbrandes von 1859, dem die von J. Rodenberg angesprochene und als kurhessische Domäne genutzte Vorburg, das Schloss selbst und andere Gebäude des ehemals dicht bebauten Geländes zum Opfer fielen.

Über die „zugeworfenen (Stadt-)Gräben“ berichtet die Chronik: „Im Jahre 1871 kamen an die anliegenden Grundbesitzer auch die westlichen und östlichen (Stadt-)Grabenteile zum Verkauf. Dieselben wurden von den Käufern bis auf eine schmale, als Abzug dienende Wasserspur mit Erdboden zugeschüttet und die so erlangten Flächen teilweise auch bebaut. Von dem nördlichen Teil des Grabens ist ebenfalls nur ein geringer, am Poggenwinkel hingehender Grabenrest verblieben.“

Das Kriegerdenkmal befand sich bis 1940 vor dem

damaligen Amtsgericht, bevor es auf den Schlossplatz umgesetzt wurde – allerdings ohne den Adler auf der Kugel. Dieser befindet sich heute im Rodenberger Museum.

Die gefallenen Brüder sind Jakob und Moritz Behrend, Söhne des Klempners Behrend (siehe Kap. XVIII).

XXIV. Späte Ehrung

Und wiederum sind Jahre vergangen, und ich glaubte, das Buch der Kindheit sei geschlossen. Nun muss ich es, bewegten Herzens, noch einmal öffnen. An einem sonnigen Sonntagmorgen, im Juni 1906, haben die Kinder und Enkel, die Töchter und Söhne derjenigen, die einst meine Heimatgenossen waren, mir gesagt: „Nein, du bist uns kein Fremder geworden; und wenn du jetzt noch einmal in dein Vaterstädtchen kommst, dann wirst du sehen, dass wir auch des Hauses nicht vergessen haben, in dem du deine glücklichen Kinderjahre verlebt hast.“ Was vermöcht ich dem noch hinzuzufügen? Ist mir doch, als ob sie noch einmal alle wieder auflebten, die diese Jahre mit mir geteilt haben; als ob auf die Stufen dieses Hauses die Mutter träte, um ihr Kind heimzurufen. „Ich komme! Ich komme!“, gab ich

zur Antwort, wenn ich an den langen Sommerabenden vom Spiel an der Straße mich nicht trennen konnte. Nun ist der lange Sommertag des Lebens wirklich zu Ende, und es ist Abend geworden. Und abermals vernehme ich die Stimme, die mir ruft — es ist nichts Trauriges darin, es ist die Liebe der Mutter, die Liebe der Heimat, und wie einst das Kind, so antwortet heute der Fünfundsiebzigjährige mit dankbarem Blick auf das Elternhaus: „Ich komme! Ich komme!“

Am 28.06.1906 wurde auf Initiative des „Vereins zur Hebung des Fremdenverkehrs“ am Geburtshaus von J. Rodenberg eine steinerne Gedenktafel enthüllt. Die Einladung zum feierlichen Akt schlug der Geehrte aus, denn Veranstaltungen, die ihn in den Mittelpunkt rückten, mied er – soweit möglich. Er ließ sich durch seine Frau Justina und die Schwestern Emma und Berta vertreten, die tief beeindruckt waren [11]. Auch sein Verleger Elwin Paetel nahm an der Feier teil.

Die Rodenberger Zeitung berichtete: „Der Vereinsvorsitzende, Dr. Linse, enthüllte die Tafel und hielt eine Festrede. Anschließend wanderte man zum Alten Rodenberg, und am Abend hielt im „Stockholm“ und bei freiem Eintritt der hannoversche Hofrat Dr. Böhling (Anm.: ein gebürtiger Rodenberger und Urgroßonkel des Herausgebers dieser Neuausgabe) einen Vortrag über Julius Rodenberg.“

Die steinerne Tafel wurde vermutlich in der Reichskristallnacht vom 09.11.1938 zerstört [3]. Seit Ende der 1950er-Jahre erinnert am Geburtshaus eine hölzerne Tafel an J. Rodenberg.

Im Jahre 1911 erhielt J. Rodenberg die Ehrenbürgerwürde. Der Bürgerbrief wurde unterzeichnet vom Bürgermeister Friedrich Wilhelm Schlichting, einem Enkel des ehemals benachbarten Kupferschmieds. „Er, dessen Vorfahren nicht innerhalb der Tore wohnen durften, trug jetzt die Bürgerkrone seiner Stadt.“ [4]

Dem aufmerksamen Leser dürfte im letzten Kapitel ein zeitlicher Widerspruch aufgefallen sein: Nach den Schilderungen J. Rodenbergs sind zwischen seinem letzten Besuch und der Enthüllung der Gedenktafel „wiederum (...) Jahre vergangen“.

Wie er aber selbst schreibt, hat er beim letzten Besuch das im Jahre 1906 erbaute kaiserliche Postamt gesehen. Die Gedenktafel wurde im gleichen Jahr enthüllt.

Diesen Widerspruch konnte der Rodenberger Geschichtskreis leider nicht auflösen.



Die Teilnehmer des Geschichtskreises Rodenberg, welche an diesem Buch mitgewirkt haben:

Marlies Berndt-Büsch

Hubert Finger

Fritz Hecht

Hartmut Sassmann

Helmut Stille

Karl-Heinrich Wulf †

Für Hinweise dankt der Herausgeber besonders:

Otto Freiherr von Blomberg, Gut Nienfeld

Freiherr Börries von Hammerstein, Apelern

Dr. Helmut Ziebandt, Rodenberg

Nachlass Ingrid Schmidtke, Rodenberg

Nachlass Wilhelm Meierhoff, Rodenberg

Aufzeichnungen Margarete Schröder, Bad Eilsen

Herbert Schmolke, Apelern

Literaturverzeichnis

1. Mithoff: Chronik der Stadt Rodenberg, Band 1, Oppermann Verlag Rodenberg, 1912
2. Mithoff: Chronik der Stadt Rodenberg, Band 2, Oppermann Verlag Rodenberg, 1912
3. Kramperts: Chronik der Stadt Rodenberg, Band 3, Oppermann Verlag Rodenberg, 1990
4. Spiro: Julius Rodenberg. Sein Leben und sein Werk. Berlin, 1921
5. Höing (Hrsg.): Der Raum Schaumburg: zur geschichtlichen Begründung einer regionalen Identität, 1998
6. Wildhagen/Mirau: Über den Deister gehen, Barsinghausen 1998
7. E. Paetel (Hrsg.): Julius Rodenberg, Glückwünsche zu seinem siebenzigsten Geburtstag, Berlin 1901,
8. Rodenberg, Justine: Julius Rodenberg, Aus seinen Tagebüchern, Berlin 1919
9. StSPK Kassel (Hrsg.): Paul Julius v. Reuter, Pionier des weltweiten Nachrichtenwesens, Dt. Sparkassenverlag Kassel 1978,
10. Jansen, Christian: Weltgeist und Zeitgeist, Zeit-Online, 09.06.2015

11. Rademacher: Julius Rodenberg. Eine Skizze zu seinem 150. Geburtstag, Heimatbund der Grafschaft Schaumburg, Heft 11, 1980
12. Blog „The Schiff Family“, Eintrag:
<http://schifffamilyrieste.blogspot.de/2013/10/giustina-schiffjustina-rodenberg.html>

Im gleichen Verlag sind erschienen:

Klostermanns Grundstück

Geschichten aus dem Berlin der Gründerzeit.
ISBN 978-3-00-050887-5

Zum siebzigsten Geburtstag

Eine nie in den Handel gelangte Festschrift
mit Beiträgen von seinen literarischen Weg-
begleitern und Verwandten zum siebzigsten
Geburtstag von Julius Rodenberg.
ISBN 978-3-9818134-1-8



Rodenberg Verlag

Rudolf Zerries

www.rodenberg-verlag.de

Stadtplan der Stadt Rodenberg v. 1871

1. Lohgerberei Ludwig Pomy
2. Die Vorstadtgemeinde „Tor“ mit eigener Grundstücksnummerierung, durchflossen von der Mühlenau
3. Die „Insel“
4. Das Grundstück der Großeltern am westlichen Stadtgraben
5. Die Allee, ein Grundstücksstreifen, welcher das Grundstück der Eltern mit dem der Großeltern verband
6. Julius Rodenbergs Geburtshaus bzw. das der Eltern Simon Gumbert und Amalie Levy
7. Das Brauhaus
8. Das jüdische Gemeindehaus mit jüdischer Grundschule und Synagoge
9. Amtsgebäude (Verwaltung)/Renterei (Finanzverwaltung), damals noch getrennt und mit eigenen Eingängen/Treppen versehen. Der heutige mittige Eingang entstand in späteren Jahren.
10. Ratskeller/Rathaus

11. Ehemaliger Standort des „kaiserlichen Postamts“
12. Die „neue“ Apotheke.
Die selbstständige Vorortgemeinde „Mühlenstraße“ hatte eine eigene Grundstücksnummerierung.
13. Alte Apotheke von E. Ludwigs Vater, Johann Ernst Döpp
14. Das „alte Haus in der Senke“ neben der Steinaue von Familie Behrend
15. Östlich der Steinaue befand sich der „Gartgarten“, der 1907 mit der heutigen Julius-Rodenberg-Schule bebaut wurde.